



Hilfeerwartung und Hilfebereitschaft von Großstadtbewohnern im Katastrophenfall „anhaltender Stromausfall“

Ergebnisse einer qualitativen Bürgerbefragung in drei Berliner Quartieren

Birgitta Sticher
Claudius Ohder



Hochschule für
Wirtschaft und Recht Berlin
Berlin School of Economics and Law

Katastrophenschutz-Leuchttürme als Anlaufstelle für die Bevölkerung in Krisensituationen

<http://www.kat-leuchtturm.de>

Teilprojekt: Bürgernahes Krisenmanagement aus sozialwissenschaftlicher und rechtlicher Perspektive

Prof. Dr. Claudius Ohder

claudius.ohder@hwr-berlin.de

Prof. Dr. Birgitta Sticher

birgitta.sticher@hwr-berlin.de

Hochschule für Wirtschaft und Recht Berlin
- Fachbereich Polizei und Sicherheitsmanagement -
Alt-Friedrichsfelde 60
10315 Berlin

Inhaltsübersicht

Vorwort.....	7
1 Die qualitative Bürgerbefragung als empirischer Baustein im Projekt „Kat-Leuchttürme“	9
2 Die Ergebnisse der korrespondierenden quantitativen Bürgerbefragung	13
2.1 Wesentliche Ergebnisse der quantitativen Bürgerbefragung	14
2.1.1 Hilfebedarf	14
2.1.2 Vorräte im Haushalt	14
2.1.3 Verfügbare Hilfsmittel und Geräte	14
2.1.4 Hilfeerwartung	15
2.1.5 Hilfebereitschaft	16
3 Anlage, Durchführung und Auswertung der qualitativen Bürgerbefragung ...	19
3.1 Befragungsleitfaden	19
3.1.1 Thematische Schwerpunkte	19
3.2 Auswahl der Untersuchungsgebiete	21
3.3 Vorbereitung und Durchführung der Befragung	22
3.3.1 Schulung der Interviewerinnen und Interviewer	22
3.3.2 Gewinnung von Interviewpartnern	22
3.3.3 Durchführung der Interviews	23
3.4 Erfassung, Aufbereitung und Auswertung der Interviews	24
4 Kurzportraits der Untersuchungsgebiete	27
4.1 Soziodemographische Kennzahlen	28
4.2 Milieus und Lebensstile	30
4.3 Thermometersiedlung	33
4.4 Helmholtzplatz	36
4.5 Lichterfelde West	39
5 Auswertung der Interviews nach Gruppen.....	43
5.1 Über 65-Jährige	43
5.1.1 Stromausfall: Erfahrungen, Erwartungen und Befürchtungen.....	43
5.1.2 Vulnerabilität und Resilienz.....	45
5.1.3 Hilfebedarf und -erwartung	46
5.1.4 Hilfebereitschaft.....	47
5.1.5 Nachbarschaft.....	48
5.1.6 Organisation der Selbsthilfe	49
5.2 Eltern mit Kindern unter 14 Jahre im Haushalt	50
5.2.1 Stromausfall: Erfahrungen und Befürchtungen	50
5.2.2 Vulnerabilität und Resilienz.....	51
5.2.3 Hilfebedarf und -erwartung	51
5.2.4 Hilfebereitschaft.....	51
5.2.5 Nachbarschaft.....	52
5.2.6 Organisation der Selbsthilfe	53
5.3 Unter 40-Jährige in Einpersonenhaushalten und Wohngemeinschaften	53
5.3.1 Stromausfall: Erfahrungen und Befürchtungen	53

5.3.2	<i>Vulnerabilität und Resilienz</i>	54
5.3.3	<i>Hilfebedarf und -erwartung</i>	54
5.3.4	<i>Hilfbereitschaft</i>	54
5.3.5	<i>Nachbarschaft</i>	55
5.3.6	<i>Organisation der Selbsthilfe</i>	56
5.4	Personen mit Migrationshintergrund.....	57
5.4.1	<i>Vulnerabilität und Resilienz</i>	57
5.4.2	<i>Hilfebedarf und -erwartungen</i>	57
5.4.3	<i>Hilfbereitschaft</i>	58
5.4.4	<i>Nachbarschaft</i>	58
5.4.5	<i>Organisation der Selbsthilfe</i>	59
6	Auswertung der Interviews nach Wohnquartieren	61
6.1	Thermometersiedlung.....	61
6.1.1	<i>Nachbarschaftsstruktur</i>	61
6.1.2	<i>Nachbarschaftsbeziehungen</i>	63
6.2	Helmholtzplatz	67
6.2.1	<i>Nachbarschaftsstruktur</i>	68
6.2.2	<i>Nachbarschaftsbeziehungen</i>	70
6.3	Lichterfelde West	72
6.3.1	<i>Nachbarschaftsstruktur</i>	72
6.3.2	<i>Nachbarschaftsbeziehungen</i>	73
6.4	Gemeinsamkeiten und Unterschiede.....	74
7	Zusammenfassung der Interviewergebnisse	81
7.1	Erwartungen und Befürchtungen bei einem anhaltenden Stromausfall.....	81
7.2	Wohn- und Lebenssituation	82
7.3	Bewältigungsstrategien	83
7.4	Hilfeerwartungen	86
7.5	Hilfbereitschaft und Hilferessourcen.....	87
7.5.1	<i>Beurteilung des Wohnumfeldes</i>	89
7.5.2	<i>Organisation der Selbsthilfe im Katastrophenfall</i>	90
8	Unmittelbare Erkenntnisse für das Konzept Kat-Leuchttürme	93
9	Quellen	97
Anhang		99
Befragungsleitfaden		99
Codeliste.....		106
Informationsmaterial für Interviewpartner		108
Kurzportraits der befragten Bürgerinnen und Bürger.....		110
<i>Bewohnerinnen und Bewohner der Thermometersiedlung</i>		110
<i>Bewohnerinnen und Bewohner des Gebiets Helmholtzplatz</i>		117
<i>Bewohnerinnen und Bewohner des Gebiets Lichterfelde West</i>		123

Abbildungsverzeichnis

<i>Abbildung 1: Lage Untersuchungsgebiete - Maßstab Berlin</i>	<i>27</i>
<i>Abbildung 2: Lage Untersuchungsgebiete - Maßstab Bezirksregion</i>	<i>28</i>
<i>Abbildung 3: Planungsraum Thermometersiedlung.....</i>	<i>33</i>
<i>Abbildung 4: Luftaufnahme Thermometersiedlung</i>	<i>34</i>
<i>Abbildung 5: Planungsraum Helmholtzplatz.....</i>	<i>36</i>
<i>Abbildung 6: Helmholtzplatz</i>	<i>37</i>
<i>Abbildung 7: Bahnhof Lichterfelde West.....</i>	<i>40</i>
<i>Abbildung 8: Planungsraum Lichterfelde West</i>	<i>42</i>
<i>Abbildung 9: Pressebericht zu Brand in Thermometersiedlung.....</i>	<i>44</i>
<i>Abbildung 10: Über 65-Jährige mit und ohne gesundheitliche Einschränkung</i>	<i>45</i>
<i>Abbildung 11: Befragte Bewohnerinnen und Bewohner des Hauses Celsiusstraße 56.....</i>	<i>62</i>
<i>Abbildung 12: Wohnungen der im Untersuchungsgebiet Helmholtzplatz befragten Personen</i>	<i>68</i>
<i>Abbildung 13: Wahrnehmung des Wohnumfeldes durch die Bewohner von Lichterfelde West.....</i>	<i>73</i>
<i>Abbildung 14: Handzettel zur Gewinnung von Interviewpartnern</i>	<i>108</i>
<i>Abbildung 15: Aushang zur Gewinnung von Interviewpartnern.....</i>	<i>109</i>

Tabellenverzeichnis

<i>Tabelle 1: Soziodemographische Kennzahlen der Untersuchungsgebiete.....</i>	<i>29</i>
<i>Tabelle 2: Sinus Milieus 2015</i>	<i>32</i>

Vorwort

Qualitative Untersuchungen sind auf die Mitarbeit und die Unterstützung von Vielen angewiesen.

Die 60 Interviews, die der vorliegenden Studie zu Grunde liegen, wurden zwischen April 2014 und Februar 2015 geführt. Im Vorfeld mussten Interviewpartner gewonnen und die Befragungen koordiniert, im Anschluss daran Transkripte erstellt und diese kodiert werden. An diesen Arbeiten waren Sarah Geißler, Julian Röpcke und Benedikt Schweer als wissenschaftliche Mitarbeiterin bzw. Mitarbeiter sowie Josephine Gloede, Carlis Horn und Anna Will als studentische Mitarbeiterinnen beteiligt.

Unser besonderer Dank gilt den Bewohnerinnen und Bewohnern der Thermometersiedlung, des Gebiets Lichterfelde West und des Quartiers Helmholtzplatz. Ihre Bereitschaft, für Interviews zur Verfügung zu stehen, war hoch. Mit ihren Nachfragen und Kommentaren haben sie wichtige Anstöße für die Entwicklung des Projekts Kat-Leuchttürme gegeben.

Bei der Durchführung der Interviews haben uns Mitarbeiter vor Ort tätiger Freier Träger, des Bezirksamts Steglitz-Zehlendorf sowie von „Deutsche Wohnen“ unterstützt. Auch ihnen gilt unser Dank.

Birgitta Sticher

Claudius Ohder

1 Die qualitative Bürgerbefragung als empirischer Baustein im Projekt „Kat-Leuchttürme“

Würde in einer Großstadt wie Berlin der Strom flächendeckend über einen längeren Zeitraum ausfallen, wären die Folgen weitreichend und potenziell verheerend. Die Stadt befände sich schlagartig in einer Situation, in der buchstäblich nichts mehr geht. Mit der Fortdauer des Blackouts würde es zu weiteren Systemausfällen kommen und die Auswirkungen auf die Bevölkerung gingen weit über Einschränkungen und Unannehmlichkeiten hinaus.

Schon wenige Stunden nach Beginn des Stromausfalls würde der Katastrophenfall ausgerufen werden.¹ Dadurch würden zwar erhebliche Ressourcen mobilisiert, aber gleichwohl stellt sich die Frage, ob die Grundversorgung der Bevölkerung aufrechterhalten werden könnte. Hier sind Zweifel angebracht, weil das Ausmaß der Katastrophe und insbesondere die Zahl der Betroffenen und Hilfebedürftigen die Möglichkeiten von Polizei, Feuerwehr, THW, Rotem Kreuz und anderen Hilfeeinrichtungen übersteigen würde. Erschwerend käme hinzu, dass ein Stromausfall die Funktionsfähigkeit sämtlicher Hilfeeinrichtungen beeinträchtigen würde, etwa weil Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter² nicht zum Dienstort gelangen könnten und die elektronische Kommunikation zumindest erheblich eingeschränkt wäre. Bei einem anhaltenden Stromausfall ist von einer erheblichen Selbstbetroffenheit der Sicherheits- und Ordnungsbehörden wie auch der Hilfeorganisationen auszugehen.

Da eine Evakuierung der Bevölkerung weder sinnvoll noch möglich ist, kann ein anhaltender und großflächiger Stromausfall nur bewältigt werden, wenn eine Stabilisierung vor Ort gelingt. Da jedoch BOS und Hilfeeinrichtungen nur eingeschränkt funktionsfähig sein werden und zudem die Dimension des Hilfebedarfs deren Möglichkeiten übersteigt, bleibt nur die Option, die Selbsthilfepotentiale der Bevölkerung zu aktivieren, um dadurch diesen Institutionen die Möglichkeit zu geben, sich auf Aufgaben zu konzentrieren, deren Lösung besondere Kompetenzen, eine spezielle Ausrüstung oder auch weitreichende rechtliche Möglichkeiten erfordert. Zu denken wäre hier an die Rettung von Menschen, das Löschen von Bränden, die Festnahme von Einbrechern oder die Installation einer Notstromversorgung für eine Tankstelle. Die Zahl solch spezialisierter Aufgaben wird mit der Dauer des Stromausfalls steigen und ihre Bewältigung absehbar schwieriger werden.

Dies ist der allgemeine Hintergrund des durch das Bundesministerium für Bildung und Forschung aus dem Programm Forschung für die zivile Sicherheit geförderten Projekts „Katastrophenschutz-Leuchttürme als Anlaufstelle für die Bevölkerung in Krisensituationen“. Es befasst sich mit den Voraussetzungen und Möglichkeiten dieser Aktivierung der Selbsthilfepotentiale der Bevölkerung als Ergänzung zu dem be-

1 <http://www.tanknotstrom.de>

2 Im weiteren Text werden nicht durchgängig die feminine und maskuline Wortform verwendet. Wo nur die maskuline Form gewählt wurde, handelt es sich in der Regel um das generische beide Geschlechter umfassende Maskulinum.

stehenden Krisen- und Katastrophenmanagement im Fall eines mehrtägigen flächendeckenden Stromausfalls.¹

Zentrales Element in diesem Ansatz des bürgernahen Krisen- und Katastrophenmanagements sind Anlaufstellen für die Bevölkerung, so genannte Katastrophenschutz-Leuchttürme (Kat-Leuchttürme). Im Rahmen des Projekts sollen diese Anlaufstellen konzeptionell entwickelt und erprobt werden. Sie sollen so ausgestattet sein, dass erforderliche Hilfeleistungen unmittelbar erbracht oder von dort aus organisiert werden können. Dazu benötigen sie eine Notstromversorgung und Möglichkeiten zur netzunabhängigen Kommunikation mit übergeordneten Stellen. Die Funktionsfähigkeit solcher „Leuchttürme“ hat somit technische Voraussetzungen. Nicht weniger wichtig sind jedoch Konzepte und Instrumente zur Aktivierung und Einbeziehung der Bevölkerung. Je besser dies gelingt, so die Kernannahme dieses innovativen Ansatzes, desto stärker können die Resilienz- und Selbsthilfepotenziale der Bevölkerung genutzt und umso effektiver wird das Krisen- und Katastrophenmanagement bei einem Blackout oder anderen Katastrophenfall sein können.

So überzeugend dieser hier skizzierte Ansatz auch klingen mag, er muss auf seine Tragfähigkeit hin überprüft und auf der Basis empirisch abgesicherter Erkenntnisse entwickelt und umgesetzt werden. Eine wichtige Grundlage hierfür ist eine möglichst genaue Kenntnis der Hilfebedarfe und -erwartungen sowie der Hilfsbereitschaft und ihrer Voraussetzungen. Ein bürgernahes und aktivierendes Krisen- und Katastrophenmanagement muss nämlich an den lokalen Vulnerabilitätsprofilen, den vorhandenen Ressourcen und bestehenden Hilfementalitäten ansetzen. Bisher ist das hierfür vorhandene Wissen begrenzt und nicht hinreichend differenziert, um die konkreten und in pluralisierten und individualisierten Gesellschaften recht unterschiedlichen örtlichen Bedingungen erfassen und verstehen zu können.

Im Rahmen einer quantitativen Studie konnten bereits wichtige Erkenntnisse über die Hilfebedarfe bei einem anhaltenden Stromausfall gewonnen werden. (Ohder u. a. 2014) Es wurde deutlich, dass die Hilfebedarfe zwischen den einzelnen Bevölkerungsgruppen erheblich variieren und dass der Nachbarschaft und dem konkreten Wohnumfeld bei der Entwicklung eines bürgernahen und aktivierenden Krisen- und Katastrophenmanagements ein hoher Stellenwert gegeben werden muss. In ihrem Wohnumfeld erwarten die Bürgerinnen und Bürger in erster Linie Hilfe und dort ist die Bereitschaft besonders ausgeprägt, im Katastrophenfall selbst aktiv zu werden und Hilfe zu leisten.

Eine quantitative Herangehensweise stößt aber an ihre Grenzen, wenn die besonderen Hilfebedarfe bestimmter Personen(gruppen) genauer ermittelt und verstanden werden sollen. So wurden z.B. in einer an der HWR Berlin durchgeführten Teilstudie die Hilfebedarfe von vulnerablen Bevölkerungsgruppen bei anhaltendem Stromausfall vorrangig durch Experteninterviews erforscht, um darauf aufbauend die Möglichkeiten und Grenzen der Selbst- und Nachbarschaftshilfe im Katastrophenfall abzustecken. (Geißler 2015) Untersucht wurde in dieser Studie „Vulnerable

1 <http://www.kat-leuchtturm.de/>

Menschen in der Katastrophe“ die Gruppe der über 80-jährigen Hochbetagten, die Gruppe der auf Grund einer Behinderung in ihrer Mobilität Eingeschränkten, Mütter mit Säuglingen, psychisch gestörte Menschen, Obdachlose, ausländische Touristen sowie Personen, die sich „illegal“ in Berlin aufhalten.

Eine quantitative Herangehensweise erweist sich aber auch dann als unzulänglich, wenn es darum geht zu verstehen, wie die Menschen sich selbst, ihr Verhalten und die Beziehungen zu den Menschen in ihrem Umfeld definieren und verstehen. Diese Deutungen, in die die bisherigen Lebenserfahrungen in spezifischen sozialen Kontexten einfließen, bilden eine wichtige Basis für ihr gegenwärtiges und zukünftiges Verhalten in verschiedenen Situationen. Soll eine Annäherung an diese Deutungen, „die soziale Konstruktion von Wirklichkeit“, gelingen, müssen folglich andere methodische Zugänge gewählt werden: die der qualitativen Sozialforschung. (Berger/Luckmann 1972) Um diesen vertieften Einblick in „die“ Großstadtbevölkerung zu erhalten, wurde in Analogie zu oben erwähnter quantitativen Befragung, die die bestehende sozialstrukturelle und soziokulturelle Diversität der Berliner Bevölkerung abbildet, eine qualitative Untersuchung mit 60 Personen in drei unterschiedlichen und typischen Berliner Sozialräumen durchgeführt.

Sechzig Bürgerinnen und Bürger wurden gebeten, über sich, ihre aktuelle Lebenssituation, ihre Hilfeerwartung, Hilfemöglichkeit und Hilfsbereitschaft in einem Katastrophenfall ausführlich Auskunft zu geben. Das besondere Interesse galt der Erforschung der Hilfeerwartung und Hilfsbereitschaft der Befragten: Von wem erwarten sie warum welche Art der Hilfe? Sind sie im Krisen- und Katastrophenfall bereit zu helfen? Warum würden sie wem und womit helfen? Von wem und wie sollte die Ansprache erfolgen, damit Hilfsbereitschaft in Hilfehandlung umgesetzt wird?

Zu diesen Fragestellungen gibt es bisher in Deutschland kaum empirisch gesicherte Antworten. Recht gut ist der Forschungsstand zur Psychologie des prosozialen Verhaltens (Hilfeverhalten). Das Hilfeverhalten in Katastrophen ist dagegen in Deutschland bisher nicht systematisch erforscht worden. In Ländern mit häufigeren Katastrophen, etwa in den USA und in Australien, ist dies anders. Mit den Elbehochwasser 2002 und 2012 ist jedoch das Interesse an dieser Thematik in Deutschland deutlich gestiegen. Der Umfang der von den Medien viel beachteten spontanen Hilfsbereitschaft vieler Menschen war überraschend. Und die weit verbreitete Annahme, dass in Krisen und Katastrophen effektive Hilfe und Rettung nur von professionellen Kräften kommen könne, da die selbstbezogene und vorrangig auf das eigene Wohl bedachte Bevölkerung kein Partner bei der Bewältigung der Katastrophe sei, erwies sich in Anbetracht der vielfältigen lokalen und landesweiten zivilgesellschaftlichen Aktivitäten als nicht länger haltbar. Tatsächlich handelt es sich bei dieser Hilfebereitschaft um kein gänzlich neues Phänomen. Die Untersuchung des Verhaltens der Bevölkerung in den Katastrophen, die sich in Deutschland nach dem zweiten Weltkrieg ereignet haben, zeigt nämlich, dass die professionellen Kräfte wohl durchgängig und teilweise entscheidend durch Bürger unterstützt worden sind. (Sticher u. a. 2014)

2 Die Ergebnisse der korrespondierenden quantitativen Bürgerbefragung

Da die qualitative Bürgerbefragung als Ergänzung und Vertiefung der erwähnten quantitativen Befragung angelegt ist und eine weitgehende thematische Überschneidung besteht, sollen deren Anlage und Durchführung sowie deren Ergebnisse nachfolgend übersichtsmäßig dargestellt werden. (Ohder u. a. 2014)

Die Befragung fand von Juni bis August 2013 in den Bürgerämtern der Bezirke Steglitz-Zehlendorf, Lichtenberg und Mitte statt. Besucher wurden angesprochen und gebeten, einen Fragebogen auszufüllen. Der Fragebogen stand in deutscher, englischer und türkischer Sprache zur Verfügung, um sprachliche Barrieren für eine Teilnahme nach Möglichkeit gering zu halten.

Es handelt sich um keine repräsentative Befragung, aber mit der Auswahl der Befragungsorte dürfte es gelungen sein, die bestehende sozialstrukturelle und soziokulturelle Diversität der Berliner Bevölkerung abzubilden und die in der Bevölkerung anzutreffende Vielfalt von Meinungen, Erfahrungen und Einschätzungen hinsichtlich der Hilfeerwartungen, des Hilfebedarfs und der Hilfsbereitschaft zu erschließen. Insgesamt wurden 731 Personen befragt – 208 in Steglitz-Zehlendorf, 288 in Lichtenberg und 235 in Mitte.

Es wurde ein Fragebogen eingesetzt, der fünf Themenfelder abdeckt.

- In einem ersten Block wurden die Befragten um Auskunft zu Ihrer Wohn- und Lebenssituation gebeten. Zusammen mit den im fünften Fragenblock erhobenen personenbezogenen Informationen (Alter, Geschlecht, Erwerbsstatus) dienen diese Angaben der Verschränkung von demographischen Daten mit den Befragungsergebnissen zu den Themen Hilfeerwartung und -bereitschaft. Gefragt wurde in diesem ersten Abschnitt auch nach Umständen wie etwa körperliche Einschränkungen, die im Fall eines anhaltenden Stromausfalls zu einer erhöhten Vulnerabilität und Hilfebedürftigkeit führen können.
- Der zweite Fragenkomplex stand unter der Überschrift „Meine Vorräte“. Hier wurde nach den verfügbaren Vorräten an Lebensmitteln, Getränken und Medikamenten sowie nach Geräten erfragt, die im Fall eines anhaltenden Stromausfalls zu wichtigen Ressourcen werden können. Hierzu zählen Mobilitätsmittel wie Fahrräder und Kommunikationsmittel wie durch Batterie betriebene Radioempfänger sowie WLAN-fähige Geräte.
- Im dritten Block wurden die Befragten um eine Einschätzung gebeten, ob sie im Katastrophenfall Hilfe von Verwandten, Freunden und Nachbarn und damit aus dem persönlichen Umfeld erwarten können und welche Stellen sie im Falle eines Hilfe- und Informationsbedarfs aufsuchen würden.
- In einem weiteren Block wurde die Hilfsbereitschaft der Befragten thematisiert. Es sollte in Erfahrung gebracht werden, in welcher Form und gegenüber welchen Personengruppen Hilfsbereitschaft besteht.

2.1 Wesentliche Ergebnisse der quantitativen Bürgerbefragung

2.1.1 Hilfebedarf

Ein nicht unerheblicher Teil der Befragten – etwa 26% - sieht sich als gesundheitlich eingeschränkt. Etwa 15% leben mit einer Person in häuslicher Gemeinschaft, die (ebenfalls) gesundheitlich eingeschränkt ist. Dies muss bei der Abschätzung des Hilfebedarfs und -potentials beachtet werden.

Wenn eine regelmäßige ärztliche Betreuung erforderlich ist, medizinisch-technische Geräte lebensnotwendig sind oder Mobilitätseinschränkungen bestehen, kann von einer stark erhöhten Vulnerabilität ausgegangen werden. Bei etwa 5% der Befragten ist dies gegeben, da sie selbst und/oder eine im Haushalt lebende Person entsprechend betroffen sind.

Fast ein Viertel der Befragten gibt an, regelmäßig Medikamente zu benötigen. Außergewöhnliche bzw. gravierende körperliche Beschwerden dürften allerdings in der Regel erst eintreten, wenn die Medikamentenvorräte aufgebraucht sind. Die Vorräte an benötigten Medikamenten reichen bei 81% der Befragten für wenigstens sechs Tage. Im Falle eines länger anhaltenden Stromausfalls würde es demnach nur punktuell zu Versorgungsengpässen kommen. Die Frage, ob bei dieser großen Gruppe von einer erhöhten Vulnerabilität auszugehen ist, muss daher differenziert beantwortet werden.

Ältere Menschen sind besonders vulnerabel, denn gesundheitliche Einschränkungen der eigenen Person sowie bei Personen, die dem Haushalt angehören, sind vergleichsweise häufig. Wenn gesundheitlich eingeschränkte ältere Menschen in einem höheren Stockwerk leben, ist von einer weiter erhöhten Vulnerabilität auszugehen. Auf Überschneidungen bei diesen vulnerabilitätssteigernden Umständen ist ein besonderes Augenmerk zu richten.

2.1.2 Vorräte im Haushalt

Die Befragten verfügen im eigenen Haushalt fast durchgängig über Vorräte an Getränken, Essen und benötigten Medikamenten. Die Dauer einer möglichen Selbstversorgung ist jedoch begrenzt. Etwa 42% der Befragten gehen davon aus, sich fünf Tage und länger mit Getränken versorgen zu können. Bei Lebensmitteln sind dies nur 31%. Auf der Basis dieser Daten ist davon auszugehen, dass nach vier Tagen erhebliche Versorgungslücken auftreten und Hilfeleistungen erforderlich würden.

Die Vorräte der über 60-Jährigen sind tendenziell am größten. Die erhöhte Vulnerabilität dieser Altersgruppe wird dadurch partiell aufgewogen. Studierende und Personen mit Migrationshintergrund verfügen über vergleichsweise geringe Vorräte.

2.1.3 Verfügbare Hilfsmittel und Geräte

Etwa 75% der Befragten stehen Kerzen und/oder Taschenlampen zur Verfügung. Die Voraussetzungen für eine vorübergehende und punktuelle Notbeleuchtung sind überwiegend gegeben. Allerdings bestehen bezirksspezifische Unterschiede. In

Quartieren mit einer ökonomisch schlechter gestellten Bevölkerung bzw. kleineren Wohnungen dürfte es früher zu Engpässen kommen.

Campingkocher sind nur punktuell vorhanden. Weniger als 15% der Befragten könnten sich bei Strom- und Gasausfall in ihrem Haushalt warme Mahlzeiten bereiten.

WLAN-fähige Endgeräte sind weit verbreitet. Über 80% der Befragten verfügen über ein solches Gerät. Allerdings ist die Verbreitung zwischen den verschiedenen Bevölkerungsgruppen ungleich. Über technisch leistungsfähige Geräte verfügen am häufigsten jüngere Männer, ältere Bürger am seltensten. Die kurzen Laufzeiten dieser Geräte und der Ausfall bzw. die geringe Stabilität der Sender relativieren jedoch deren Stellenwert für die Kommunikation bei einem anhaltenden Stromausfall ohnehin.

Bei der Entwicklung alternativer Kommunikationsnetzwerke sollte darauf geachtet werden, dass eine breite Nutzung derzeit (noch) am besten zu erreichen ist, wenn die technischen Anforderungen an die Endgeräte gering sind.

Batteriebetriebene Radios haben in der Regel längere Laufzeiten als mobile Rechner und Smartphones und sind netzunabhängig. Für die Verbreitung von Informationen haben sie einen hohen Stellenwert. Wenigstens 64% der Befragten verfügen über ein solches Gerät.

70% der Befragten verfügen über ein Fahrrad. Die Aufrechterhaltung einer kleinräumigen Mobilität erscheint somit gewährleistet. Etwa 50% verfügen über einen PKW. Wenn diese betankt werden könnten, würden sie die Selbsthilfefähigkeit stärken. Allerdings bestehen gruppenspezifische Unterschiede bei der Verfügbarkeit von Fahrrädern und PKW. In Quartieren mit einer ökonomisch schlechter gestellten Bevölkerung könnte es zu Engpässen kommen.

2.1.4 Hilfeerwartung

Im Falle eines längeren Stromausfalls sind sich die Befragten ganz überwiegend sicher, auf informelle Hilfestrukturen zurückgreifen zu können.

- Familienangehörige und Freunde werden als die belastbarste Ressource betrachtet. Nahezu 80% bzw. über 60% erwarten von diesen "auf jeden Fall" Hilfe. Allerdings ist zu berücksichtigen, dass Familienangehörige nur in rund 35% und Freunde in etwa 60% der Fälle in fußläufiger Entfernung zum Haushalt der Befragten leben.
- Nachbarn sind bereits "vor Ort", was Hilfeleistungen im Fall eines Stromausfalls erheblich erleichtern würde. Eine deutliche Mehrheit der Befragten – etwa 70% – geht davon aus, dass Nachbarn hilfsbereit sein würden, aber nur 30% sind sich nachbarschaftlicher Hilfe sicher.
- Das Vertrauen in informelle Hilfestrukturen ist jedoch in den verschiedenen Bevölkerungsgruppen unterschiedlich ausgeprägt. Jüngere vertrauen stark auf ihre Familien. Nachbarschaftliche Strukturen werden insbesondere mit steigender Wohndauer im Quartier und steigendem Alter als belastbar eingeschätzt.

Trotz vorhandener und als verlässlich beurteilter informeller Hilfestrukturen würden die Befragten ganz überwiegend Stellen in ihrem Wohnumfeld aufsuchen, um wei-

tere Hilfe und zusätzliche Informationen zu erhalten. Nur ein kleiner Teil würde trotz Hilfebedarfs zuhause ausharren wollen.

- Es gibt keine klare Präferenzstruktur bezüglich solcher Anlaufstellen. Tendenziell werden Stellen favorisiert, die aufgrund ihres Aufgabenprofils mit Schutz und Hilfe in Verbindung gebracht werden (Polizei und Feuerwehr) oder zu denen subjektiv keine Zugangsbarrieren bestehen (Hausmeister, öffentlicher Platz/Bahnhof). Kirchen bzw. Moscheen, Schulen und Nachbarschaftseinrichtungen haben insgesamt einen vergleichsweise geringen Stellenwert.
- Die Präferenzen bezüglich möglicher Anlaufstellen fallen gruppenspezifisch unterschiedlich aus. Insofern ist von unterschiedlichen oder sogar parallelen Präferenzstrukturen auszugehen, die bei der Planung von Anlaufstellen und Hilfeleistungen zu beachten sind. Grundsätzlich ist auf eine Diversität der Angebote zu achten.
- Die Befragungsergebnisse deuten darauf hin, dass generell Anlaufstellen präferiert werden, bei denen eine hohe Hilfekompetenz angenommen wird. Entsprechende Annahmen sind jedoch individuell unterschiedlich. Im bzw. vor dem Krisen- oder Katastrophenfall müsste folglich gezielt kommuniziert werden, welche Anlaufstellen in der Lage sind, die gewünschte Hilfe, die über das Abdecken von Grundbedürfnissen hinausgehen sollte, anzubieten. Unter dieser Prämisse könnte bspw. eine Schule, an der unter anderen Vertreter von Polizei und Kommunalverwaltung präsent sind, eine gut geeignete und akzeptierte Anlaufstelle sein.

2.1.5 Hilfbereitschaft

Die mitgeteilte Bereitschaft zur Leistung von Hilfe ist herausragend hoch. Weniger als 1% sind unter keinen Umständen bereit, anderen zu helfen. Allerdings ist diese Hilfsbereitschaft differenziert zu betrachten, da sie sich insbesondere auf Leistungen bezieht, die die eigene Ressourcenlage nicht verschlechtern.

- Hilfbereitschaft korreliert – das mag überraschen - tendenziell negativ mit individueller Ressourcenstärke und Resilienz. Die Befragungsergebnisse deuten darauf hin, dass Bevölkerungsgruppen, für die Folgen eines anhaltenden Stromausfalls besonders gravierend sein könnten, namentlich Ältere, Migranten oder Familien mit Kindern, in höherem Maße bereit sind, anderen unter Inkaufnahme persönlicher Einschränkungen zu helfen, indem sie knappe Güter teilen oder Fremde in der eigenen Wohnung aufnehmen.
- In besonders hohem Maße sind die Befragten bereit, überschaubare und objektiv dringliche Hilfeleistungen wie Krankentransporte zu erbringen sowie ihre persönlichen Fähigkeiten und Erfahrungen zur Verfügung zu stellen. Sollen diese im Krisen- oder Katastrophenfall zu einer Ressource für Ansätze der Selbsthilfe werden, müssen sie allerdings erkannt und koordiniert werden.
- Die Hilfbereitschaft ist gegenüber Personen besonders hoch, die im eigenen räumlichen Umfeld leben. Bei der Entwicklung und Stärkung informeller Hilfestrukturen sollte dies beachtet werden.
- Die Bereitschaft zur nachbarschaftlichen Hilfeleistung ist bei Befragten, die Inge in „ihrem“ Kiez leben, besonders ausgeprägt. Bei örtlich weniger gebundenen Bevölkerungsgruppen wie Studentinnen und Studenten ist diese Bereitschaft

geringer ausgeprägt und die Tendenz, die Stadt zu verlassen, stärker. Insgesamt werden keine starken Rückzugs- und Fluchttendenzen erkennbar. Die Befragten geben überwiegend an, bei einem anhaltenden Stromausfall in der Stadt bleiben und weiterhin ihren Arbeitsplatz aufsuchen zu wollen.

3 Anlage, Durchführung und Auswertung der qualitativen Bürgerbefragung

3.1 Befragungsleitfaden

Da die qualitative Bürgerbefragung als Ergänzung und Vertiefung der oben vorgestellten quantitativen Bürgerbefragung angelegt ist, wurden die jeweils eingesetzten Erhebungsinstrumente – soweit sinnvoll und möglich – einander thematisch angeglichen. Deren Aufbau unterscheidet sich jedoch deutlich.

Eine wesentliche Stärke qualitativer mündlicher Interviews ist ihre Flexibilität. Der für die qualitative Befragung verwendete Leitfaden¹ enthält daher keine ausformulierten Fragen, die in einer bestimmten Reihenfolge zu stellen sind, sondern lediglich knappe Kernfragen, die den Interviewern als Orientierung dienen und situationsangemessen in das Interview eingebracht werden sollen. Um jedoch zugleich sicherzustellen, dass in sämtlichen Interviews die für die Studie wesentlichen Aspekte vertieft behandelt werden, wurde in dem Leitfaden zu jedem thematischen Abschnitt das spezifische Erkenntnisinteresse umrissen. Bildlich gesprochen handelt es sich hierbei um ein einheitliches Leitsystem für die einzelnen Interviewer. Zusätzlich enthält der Leitfaden „fixe Elemente“. Dies sind vorformulierte Inputs und Übergänge, die die Interviewer relativ wortgetreu verwendet sollten, um einheitliche Gesprächsstimuli zu schaffen. Eine ähnliche Funktion haben „Ankerbeispiele und –fragen“, auf die bei Bedarf zurückgegriffen werden konnte, um den Gesprächsfluss anzustoßen bzw. in Gang zu halten.

Der eingesetzte Leitfaden ist in sieben thematische Abschnitte gegliedert.

3.1.1 Thematische Schwerpunkte

- *Vorstellung und Erklärung des Projekts*

Um eine kooperative Gesprächsatmosphäre zu schaffen und die Interviewpartner auf die zu behandelnden Themen einzustimmen, wurden sie zu Beginn des Interviews über den Zweck der Befragung informiert: *„Es geht um die Frage, welche Hilfeleistungen die Bürger bei einem längeren Stromausfall benötigen. Da der Staat diese Hilfe nicht allein leisten kann, interessiert uns, wie sich die Bürger untereinander helfen können und wie man das organisieren kann.“*

- *Szenario Stromausfall*

Da nicht davon ausgegangen werden konnte, dass die Befragten über besondere Kenntnisse zum Thema Stromausfall verfügen, wurden die Folgen eines anhaltenden und flächendeckenden Stromausfalls sehr konkret thematisiert. Sie wurden nach eigenen Erfahrungen gefragt und es wurden ihnen ergänzend eine Reihe von

1 S. Anhang

Routineaktivitäten wie Essen kochen, im Fahrstuhl fahren oder Internetsurfen genannt, die bei einem Stromausfall nicht mehr möglich wären.

- *aktuelle Lebenssituation*

Es sollte die Anfälligkeit und Widerstandsfähigkeit des „Systems“ in Erfahrung gebracht werden, in dem die Befragten individuell leben. Dies schließt die Situation und die Vulnerabilität der befragten Personen selbst, der mit ihr zusammenlebenden Personen und auch derjenigen ein, zu denen darüber hinaus eine enge Beziehung besteht. Insbesondere wurde nach der Abhängigkeit von mit Strom betriebenen Geräten, gesundheitlichen Einschränkungen und beruflichen Verpflichtungen aber auch nach immateriellen (unterstützende Personen) und materiellen Ressourcen (Wasser, Lebensmittel, bei Stromausfall nützliche Gegenstände und Geräte) gefragt.

- *Hilfebedarfe und Hilfeerwartungen*

Hier sollte in Erfahrung gebracht werden, welche Hilfebedarfe für die befragte Person im Falle eines anhaltenden Stromausfalls aus ihrer aktuellen Lebenssituation erwachsen würden. Dabei wurde in Bedarf nach materiellen Dingen (z. B. Lebensmittel und Getränke), nach Dienstleistungen (z. B. Kinderbetreuung und Transport) und nach umfassender Hilfe (z. B. kontinuierliche Betreuung und Pflege) differenziert. Gefragt wurde auch nach den Personen, von denen diese Hilfeleistung erwartet wird: Familienangehörige, Freunde, Nachbarn, fremde Personen oder auch Mitarbeiter staatlicher Einrichtungen.

- *Hilferessourcen und Hilfebereitschaft*

Parallel zu Hilfebedarfen und -erwartungen wurden die Möglichkeit und Bereitschaft zur eigenen Hilfeleistung erörtert. Auch hier wurde nach Art der Hilfeleistung differenziert und nach den Personen gefragt, denen man am ehesten (oder auch nicht) helfen würde. Dadurch sollte das Bild des Netzwerkes vervollständigt werden, in das sich die Person bei einem lang anhaltenden Stromausfall eingebunden fühlt. Besonderes Interesse galt den Gründen für die mitgeteilte Hilfebereitschaft. Welche Rolle spielen beispielsweise persönliche Erfahrungen für die Bereitschaft anderen zu helfen oder die Hilfe zu verweigern?

- *nachbarschaftlichen Strukturen*

Über die Frage hinausgehend, ob Hilfe von Nachbarn erwartet wird bzw. man diesen helfen würde, sollte in Erfahrung gebracht werden, wie die befragten Personen ihre Nachbarschaft sowie die Qualität und Intensität der nachbarschaftlichen Beziehungen beurteilen, um Anhaltspunkte für das Hilfeverhalten bei einem lang anhaltenden Stromausfall zu gewinnen. Auch hier wurde nicht allein auf eine differenzierte Beschreibung und Beurteilung des Ist-Zustandes abgehoben, vielmehr sollten auch die Gründe erfragt werden.

- *Organisation der Hilfe vor Ort*

Voraussetzung für ein bürgernahes Katastrophenmanagement ist nicht allein das Wissen um die Hilfebedarfe, Hilfeerwartungen und Hilfebereitschaft der Bürger,

sondern auch eine klare Vorstellung davon, wie die Hilfe vor Ort zu organisieren ist. Die Interviewpartner wurden daher gefragt, welche Orte sie für Anlaufstellen als geeignet betrachten, welche Personen die Hilfsbereitschaft der Bewohner am besten mobilisieren könnten und wie die Kommunikation zwischen Bürgern und staatlichen Stellen gestaltet werden sollte.

3.2 Auswahl der Untersuchungsgebiete

Ein wesentliches Erkenntnisinteresse der Untersuchung gilt lokalen nachbarschaftlichen Strukturen. Mit Hilfe soziodemographischer und anderer Daten lassen sich Nachbarschaften „äußerlich“ beschreiben. Wie die Bewohner „ihr Quartier“ oder „ihren Kiez“ wahrnehmen, lässt sich mit solchen Daten jedoch nicht erschließen. Hierfür sind Interviews ein geeignetes Mittel. Die auf diese Weise gewonnenen Sichten sind allerdings zwangsläufig selektiv und damit unvollständig. Es bedarf eines Korrektivs und hier bietet es sich an, eine größere Zahl von Personen aus einer Nachbarschaft zu interviewen und auf diese Weise unterschiedliche und idealerweise sich ergänzende Perspektiven auf ein und denselben städtischen Raum zu gewinnen. Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen wurden die Interviews auf wenige Wohnquartiere konzentriert.

Wie bereits bei der Auswahl der Untersuchungsgebiete für die quantitative Studie schien es geboten, die Befragung in unterschiedlichen Stadträumen durchzuführen, um zumindest in Ansätzen die Bandbreite der in der Bevölkerung bestehenden Erfahrungshintergründe, Lebensrealitäten, Einstellungen und lokalen Mentalitäten¹ abdecken zu können. Ausgewählt wurden die lebensweltlich orientierten Räume (LOR) Thermometersiedlung (Nr. 06020407), Helmholtzplatz (Nr. 03061332) und Lichterfelde West (Nr. 06030610), die erhebliche soziodemographische, bauliche und strukturelle Unterschiede aufweisen.

LOR wurden in Berlin im Jahr 2006 auf der Grundlage der von der Jugendhilfe definierten Sozialräume definiert und bilden die räumliche Grundlage für die Planung, Prognose und Beobachtung demografischer und sozialer Entwicklungen in der Stadt. Kriterien für die Festlegung der LOR waren insbesondere lebensweltliche Homogenität, einheitliche Baustrukturen bzw. Milieubildung, parzellierende Straßen, Verkehrswege und natürliche Barrieren, sowie eine Begrenzung der Einwohnerzahl.²

1 Vgl. etwa die in der Hertie Berlin Studie herausgearbeiteten sieben Lebenswelten (Hurrelmann 2008). S. auch die aktualisierte Berlin Studie. (Anheier/Hurrelmann 2014)

2 Vgl. Stadtwissen und Daten der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt. http://www.stadtentwicklung.berlin.de/planen/basisdaten_stadtentwicklung/lor/

3.3 Vorbereitung und Durchführung der Befragung

3.3.1 Schulung der Interviewerinnen und Interviewer

Sämtliche Interviewerinnen und Interviewer nahmen an Besprechungen teil, die der Klärung des Erkenntnisinteresses und der konkreten Durchführung der Interviews dienten. Soweit diese über keine einschlägigen Vorerfahrungen verfügten, wurde durch gegenseitige Übungsinterviews Routine und Sicherheit im Umgang mit dem Leitfaden gesammelt.

3.3.2 Gewinnung von Interviewpartnern

- *Thermometersiedlung*

Es konnten zwei im Quartier gut verankerte soziale Einrichtungen gewonnen werden, das Projekt zu unterstützen. Dies waren der „Kieztreff“ des Stadtteilzentrum Steglitz e.V. und der Bus-Stop, ein integrativer Jugendtreff, zu dessen Aufgaben auch die Verteilung von Lebensmitteln an Bedürftige zählt. Beides sind offene Einrichtungen, die von Bürgerinnen und Bürgern der Siedlung aufgesucht werden und die Möglichkeit der ehrenamtlichen Mitarbeit bieten. Vor diesem Hintergrund war es möglich, mit einer größeren Zahl von Bewohnern des Quartiers „ins Gespräch“ zu kommen und erste Interviewpartner zu gewinnen. Der Plan, die Befragungen auf das Hochhaus Celsiusstraße 56 zu konzentrieren, konnte dadurch realisiert werden, dass ein ehrenamtlicher Mitarbeiter des Bus-Stop, Ulas Demirel, zahlreiche Kontakte zu Bewohnern dieses Hauses hergestellt hat.

Dankenswerterweise hat auch die GSW Immobilien AG die Untersuchung unterstützt. Das Unternehmen ist Eigentümerin des Hauses Celsiusstraße 56 und hat die Nutzung des mit Sitzen versehenen Foyer-Bereichs gestattet. Dort wurden Informationsposter ausgehängt, Flyer ausgelegt, Bewohner des Hauses angesprochen und auch Interviews durchgeführt.¹ Bei der Gewinnung von Interviewpartnern war der langjährige Concierge des Hauses, der bei den Bewohnern eine besondere Vertrauensstellung einnimmt, besonders hilfreich. Im Wege dieser „Akquise-Aktivitäten“ in dem Haus Celsiusstraße 56 ist es gelungen, Interviewpartner zu gewinnen, die die vorgenannten sozialen Einrichtungen nicht aufsuchen und damit ein anderes Bewohnersegment für die Studie zu erschließen.

- *Helmholtzplatz*

Im sogenannten „Helmholtzkiez“ wurden ebenfalls soziale Einrichtungen kontaktiert und das Projekt und dessen Anliegen vorgestellt. Dieses Vorgehen erwies sich jedoch in diesem Fall als wenig tragfähig. Zum einen war deren Bereitschaft, das Projekt zu unterstützen, gering und zum anderen zeigte sich, dass diese Einrichtungen nur Teile der Bewohnerschaft erreichen, da sie sich beispielsweise als „Betroffenenvertretung“ für die von der Gentrifizierung vertriebenen Bürgerinnen und Bürger verstehen. Interviewpartner mussten daher auf anderem Wege gewonnen werden.

1 Siehe Anhang

Auch der Versuch, ein zentral gelegenes Café als Basis zu nutzen, scheiterte, da der Inhaber eine Störung der Gäste befürchtete. Als zeitaufwändig aber zielführend erwies sich schließlich das gezielte Ansprechen von Personen im öffentlichen Raum. Dabei musste zunächst geklärt werden, ob eine angesprochene Person in dem Quartier wohnt und wenn dies der Fall war, galt es, das Projekt in Kürze vorzustellen. Wenn die angesprochene Person Interesse an dem Thema zeigte, wurde das Anliegen näher erklärt. Als Beleg für ihre Seriosität stellten sich die Interviewer namentlich vor, händigten Projektflyer aus und trugen gut sichtbare rote T-Shirts mit HWR Emblem.

Die Befragungen wurden an unterschiedlichen Wochentagen und zu unterschiedlichen Tageszeiten durchgeführt. Elf der zwanzig Interviews wurden auf Parkbänken, Grünflächen und an Spielplätzen geführt, was aufgrund der sommerlichen Temperaturen durchaus möglich war. Mehrere Interviews wurden in Wohnungen und hier mit Personen geführt, die von anderen Befragten vermittelt worden waren. Unterstützt wurde die Untersuchung durch den Seniorentreff „Herbstlaube“, in dessen Räumen ebenfalls Interviews stattfanden.

- *Lichterfelde West*

Im dritten Untersuchungsgebiet wurden die Interviewpartner mehrheitlich im Wege des Schneeballsystems gewonnen. Ein Bekannter des Projektleiters war bereit, an der Studie teilzunehmen. Über diesen wurde der Kontakt zu Nachbarn hergestellt, die wiederum gebeten wurden, weitere Bewohner des Quartiers anzusprechen und für eine Teilnahme zu gewinnen. Die Mehrzahl der Befragten wurde zunächst telefonisch kontaktiert, um einen Interviewtermin zu verabreden. Die Befragungen fanden dann in deren Wohnungen statt.

Ein zweiter Zugang erfolgte über den „Bürgertreffpunkt Bahnhof Lichterfelde West“, dessen Unterstützung des Projekts durch den Katastrophenschutzbeauftragten des Bezirksamtes Steglitz-Zehlendorf von Berlin erreicht wurde. In den Räumen des Treffpunktes wurden vier Interviews geführt. Sämtliche über diese Einrichtung gewonnenen Interviewpartner wohnten in dem LOR Lichterfelde West, allerdings nicht in der nur wenige Straßenzüge umfassenden Nachbarschaft der ersten Befragtengruppe.

3.3.3 Durchführung der Interviews

Die insgesamt 60 Interviews fanden zwischen April 2014 und Februar 2015 statt. In der Thermometersiedlung wurden die Befragungen vom 22. April bis 15. Mai 2014, im Gebiet Helmholtzplatz vom 17. Juni bis zum 25. August 2014 und in Lichterfelde West vom 6. Oktober 2014 bis zum 15. Januar 2015 geführt. In jedem der Untersuchungsgebiete wurden 20 Personen befragt.

Die Interviews wurden geführt durch: Birgitta Sticher und Claudius Ohder (Projektleitung), Sarah Geißler, Julian Röpcke und Benedikt Schweer (wissenschaftliche Mitarbeiter), Josephine Gloede, Carlis Horn und Anna Will (studentische Mitarbeiterinnen).

In der Thermometersiedlung wurden die Interviews durchgängig durch jeweils zwei wechselnde Interviewerinnen bzw. Interviewer geführt. Im Vorfeld wurde abgesprochen, wer das Gespräch „leiten“ und wer durch Nachfragen unterstützen würde. Nach jedem Interview wurde dessen Inhalt und Durchführung ausgewertet. Auf diese Weise wurden Routine und Sicherheit gewonnen und es fand eine Annäherung der Interviewstile statt. Im Bereich Helmholtzplatz konnte bereits ein großer Teil der Befragungen durch eine Person durchgeführt werden. In Lichterfelde West war dies bei sämtlichen Interviews der Fall.

Bei den geführten Interviews handelt es sich grundsätzlich um Einzelinterviews. War eine zweite Person anwesend, wurde vor dem Beginn der Befragung festgelegt, wer der primäre Gesprächspartner sein sollte.

Sämtliche Interviews verliefen in einer sehr konzentrierten Atmosphäre. Die Befragten hatten durchgängig großes Interesse an dem Thema. Nicht selten nahm dieses im Verlauf des Interviews noch zu. Nur bei einem Interview kam zu einem Zwischenfall: Ein Befragter verschloss während des Interviews die Wohnungstür, was die Interviewerinnen als bedrohlich erlebten und dazu führte, dass sie das Gespräch beendeten. Als Konsequenz wurden in der Thermometersiedlung keine weiteren Interviews in privaten Räumen geführt.

Die Dauer der Interviews betrug im Durchschnitt 30 Minuten. Das kürzeste Interview dauerte 14 Minuten, das längste 56 Minuten. Alle Interviews wurden mit Einverständnis der Befragten aufgezeichnet.

In der Thermometersiedlung fanden zwei Interviews in Wohnungen statt, die übrigen im Kieztreff, im Bus-Stop oder dem Foyer des Hauses Celsiusstraße 56. In dem Gebiet Helmholtzplatz wurden 12 Interviews im öffentlichen Raum geführt, eines in einem Café und sieben in Wohnungen bzw. in den Räumen der Herbstlaube. In Lichterfelde West fanden 15 Interviews in Wohnungen statt, fünf in den Räumen des Bürgertreffs.

3.4 Erfassung, Aufbereitung und Auswertung der Interviews

Nach jedem geführten Interview wurden durch den bzw. die Interviewer zeitnah zwei Formulare ausgefüllt. Zum einen ging es darum, schon vor der Auswertung der Transkripte einige Kerndaten zur Interviewverwaltung zu erhalten (Zeitpunkt, Ort, Dauer des Interviews usw.). Dies geschah mit Hilfe des Formulars „Interviewbeschreibung“. Zum anderen sollten Eindrücke und Einschätzungen der Interviewer festgehalten sowie noch unter dem Eindruck der erlebten Gesprächssituation eine Zusammenfassung vorgenommen werden. Hierzu wurde einheitlich das Formular „Interviewparaphrase“ verwendet. Diese Informationen sind in die 60 Kurzbiographien (T 1 – 20; H 1 – 20; L 1 – 20¹) eingeflossen, die im Anhang aufgeführt sind. Jeder Person wurde eine Bezeichnung zugeordnet, die sich aus einem Buchstaben und einer Nummer zusammensetzt: So steht „T“ für Thermometersiedlung, „H“ für das Gebiet um den Helmholtzplatz und „L“ für Lichterfelde West. Die Nummer 1 – 20

1 Siehe Anhang

ergab sich aus der Reihenfolge, in der die Interviews geführt worden sind, hat folglich keine weitere inhaltliche Bedeutung.

Sämtliche Interviews wurden transkribiert, um eine systematische und validierbare Auswertung an Hand schriftlicher Texte vornehmen zu können. Zur Auswertung wurde das bei der qualitativen Analyse großer Datenmengen bewährte Programm „Atlas ti“ eingesetzt. Dabei werden in einem ersten Arbeitsschritt Codes festgelegt, die das Erkenntnisinteresse abbilden aber zugleich den Umfang und die Detailgenauigkeit des Interviewmaterials berücksichtigen. Diesen Codes werden in einem zweiten Arbeitsschritt einzelne Textteile (Sätze und Abschnitte) zugeordnet. Dadurch wird es möglich, interviewübergreifend Ausführungen zu bestimmten Themen, bestimmte Argumentationsfiguren oder auch nur spezifische Informationen aus dem Datenmaterial herauszuziehen und zu gruppieren (etwa nach Geschlecht oder Alter). Hier beginnt der dritte Arbeitsschritt, die eigentliche Auswertung des Interviewmaterials. Im gegebenen Fall wurde mit neun Codes gearbeitet, die jeweils durch eine größere Zahl von UnterCodes ergänzt wurden, um eine feingliedrige Auswertung zu ermöglichen.¹

1 Siehe Anhang

4 Kurzportraits der Untersuchungsgebiete

Wie oben ausgeführt, wurden die Befragungen auf drei Stadträume konzentriert. Diese sind nicht (statistisch) repräsentativ für Berlin, repräsentieren jedoch unterschiedliche Großstadträume.

Stadträume lassen sich insbesondere auf der Grundlage von soziodemographischen Kennzahlen, baulich-räumlichen Gegebenheiten sowie den Werteorientierungen und Lebensstilen der Bewohner charakterisieren. Bei der Auswahl der Untersuchungsgebiete bot es sich daher an, auf Lebensweltlich Orientierte Räume (LOR) zurückzugreifen. In Berlin sind LOR Grundlage für eine Vielzahl von Planungsaufgaben und ihre Festlegung erfolgte 2006 nach Kriterien, die sich mit den genannten Variablen zur Charakterisierung von Stadträumen weitgehend decken. Die LOR wurden so geschnitten, dass eine möglichst hohe lebensweltliche Homogenität gebildet wird. Insbesondere wurde auf einheitliche Baustrukturen und Milieus geachtet. Die Bewohnerzahlen der einzelnen LOR bewegen sich in zumindest vergleichbaren Größenordnungen. Berücksichtigt wurden auch Straßen, Gleise und natürliche Barrieren, die Stadträume in Quartiere parzellieren. LOR decken sich somit mit wahrgenommenen Kiezen oder Quartieren.

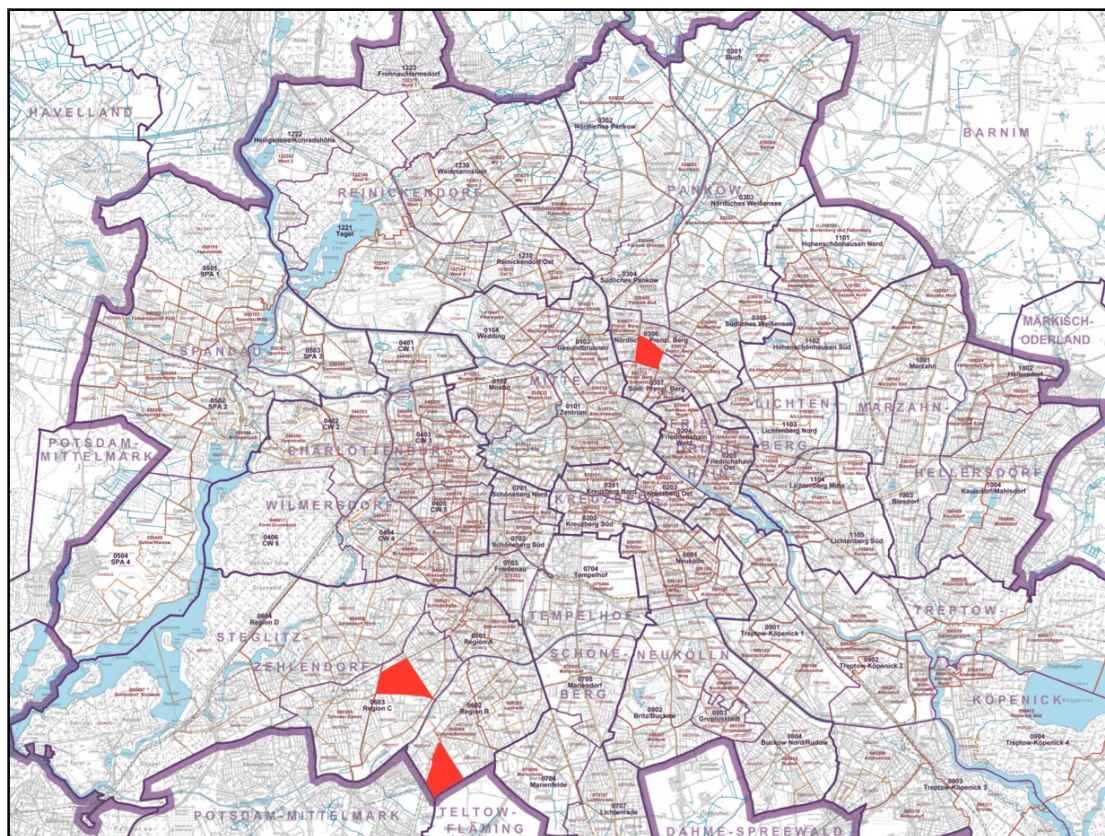


Abbildung 1: Lage Untersuchungsgebiete - Maßstab Berlin

Lebensweltlich orientierte Räume sind Sozialräume. Durch Verknüpfung von Räumlichem und Sozialen, wird Kommunikation, Interaktion usw. ein konkreter Raum zu-

gewiesen. Zugleich werden soziale Strukturen und Beziehungen in eine ortsbezogene Raumstruktur übersetzt. Dadurch erhalten die sozialen Prozesse vor Ort eine gesellschaftliche Dimension.

LOR sind in drei Ebenen untergliedert. Die kleinsten räumlichen Einheiten bilden 447 Planungsräume. Diese werden in 138 Bezirksregionen zusammengeführt aus denen wiederum 60 Prognoseräume hervorgehen.

Die Interviews wurden in folgenden Planungsräumen durchgeführt:

- Thermometersiedlung (Planungsraum 06020407),
- Helmholtzplatz (Planungsraum 03061332),
- Lichterfelde West (Planungsraum 06030610).

Die Thermometersiedlung und Lichterfelde West liegen im Bezirk Steglitz-Zehlendorf im südwestlichen Teil Berlins, das Quartier Helmholtzplatz im östlichen Innenstadtbereich und im Bezirk Pankow.

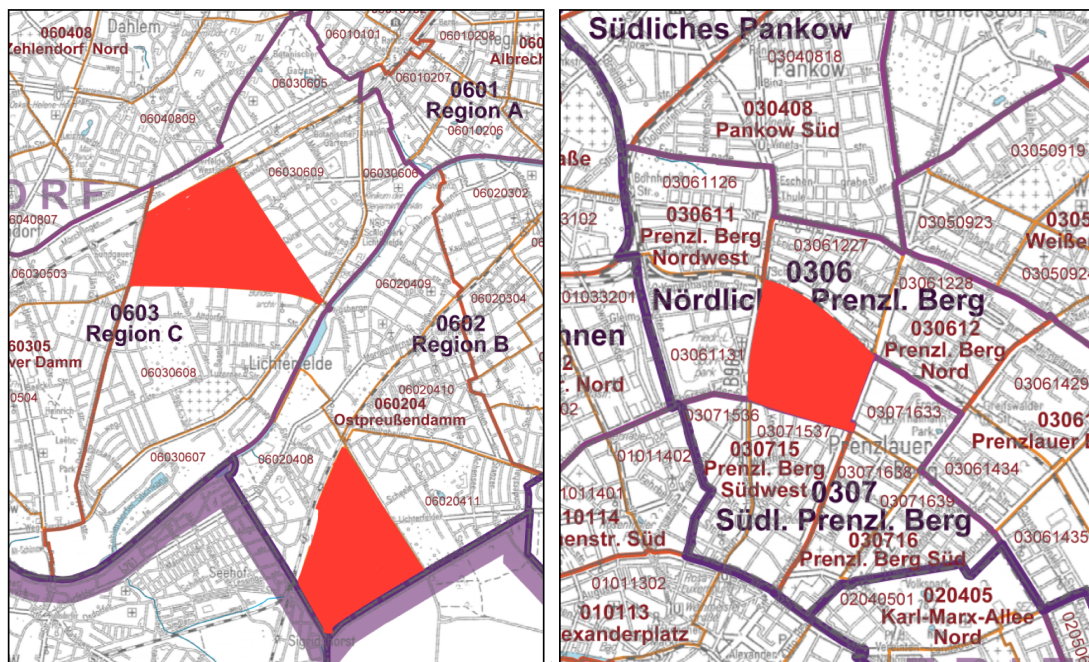


Abbildung 2: Lage Untersuchungsgebiete - Maßstab Bezirksregion

4.1 Soziodemographische Kennzahlen

Die Bevölkerungsanteile von Kindern (hier unter 15-Jährige) liegen in den drei Planungsräumen relativ wenig auseinander. Im vermeintlich kinderreichen Quartier Helmholtzplatz liegt der Kinderanteil lediglich 3,1% über dem der Thermometersiedlung. Deutlichere Unterschiede bestehen bei den Anteilen der Bewohner, die 65 Jahre und älter sind. Im Bereich Helmholtzplatz liegt der Anteil 22,6% unter dem der Thermometersiedlung.

Ein Grund für den geringen Anteil von Älteren im Bereich Helmholtzplatz ist deren Wegzug. Entsprechend ist der Anteil der Bewohner, die länger als 5 Jahre im Kiez wohnen, vergleichsweise gering.

Hohe Anteile von Bewohnern mit Migrationshintergrund bzw. ohne deutsche Staatsbürgerschaft sowie hohe Quoten bei Arbeitslosigkeit und dem Bezug von Transferleistungen im Bereich Thermometersiedlung sind Indikatoren für eine vergleichsweise schlechte soziale Lage.

	Planungsraum Thermometersiedlung	Planungsraum Lichterfelde West	Planungsraum Helmholtzplatz
Einwohner (Stand: Ende 2014)	4.842	8.159	22.245
Anteil Einwohner unter 15 Jahre (Stand: Ende 2014)	13,0%	14,8%	16,1%
Anteil Einwohner 65 Jahre und älter (Stand: Ende 2014)	25,9%	25,0%	3,3%
Anteil Bewohner mit Migrationshintergrund (Stand: Ende 2012)	68,2%	21,1%	23,2%
Anteil Ausländer (Stand: Ende 2014)	24,5%	11,3%	18,0%
Anteil Bewohner, die über 5 Jahre im LOR wohnen (Stand: Ende 2012)	61,4%	67,4%	47,8%
Anteil als arbeitslos gemeldeter Bewohner (Stand: Ende 2012)	11,5%	3,4%	6,8%
Anteil Bewohner, die Transferleistungen beziehen (Stand: Ende 2012)	20,9%	9,7%	7,2%
Sozialindex I	Wert: - 0,7574 Rang: 314 Schicht: 6	Wert: 1,5235 Rang: 21 Schicht: 1	Wert: 0,1395 Rang: 200 Schicht: 4
Veränderungen Sozialindex I von 2008 zu 2013	Kategorie III	Kategorie I	Kategorie I
Sozialindex II	Wert: 0,3386 Rang: 152 Schicht: 3	Wert: 0,8097 Rang: 92 Schicht: 2	Wert: 0,8431 Rang: 87 Schicht: 2

Tabelle 1: Soziodemographische Kennzahlen der Untersuchungsgebiete¹

Ein komplexeres Bild vermittelt der Sozialindex I, der die Verteilung sozialer und gesundheitlicher Belastungen in Berlin anzeigt und als Belastungsindex verstanden werden kann. Dieser Index wird einerseits durch Einkommensindikatoren wie Ar-

¹ Amt für Statistik Berlin-Brandenburg und Sozialstrukturatlas Berlin 2013

beitslosigkeit nach SGB II und Bezug staatlicher Transferleistungen zur Sicherung des Lebensunterhalts (SGB II, SGB XII) und andererseits durch Gesundheitsindikatoren wie vorzeitige und vermeidbare Sterblichkeit und tabakassoziierte schwere Erkrankungen geprägt.¹ Hohe positive Werte (über 1,5) signalisieren eine geringe Belastung, hohe negative Werte (unter -1,5) eine hohe Belastung. Darüber hinaus informiert der Rang über die Position des jeweiligen Planungsraums unter den insgesamt 447 Berliner Planungsräumen. Ein hoher Rang signalisiert eine günstige, ein tiefer eine ungünstige Lage. Darüber hinaus werden die Planungsräume geschichtet. In Schicht 1 werden Planungsräume zusammengefasst, deren Lage im Vergleich zum Berliner Durchschnitt besonders günstig ist, in der Schicht 7 solche mit einer besonders ungünstigen Lage. Die dazwischenliegenden Schichten markieren Abstufungen vom Günstigen zum Ungünstigen. Der Sozialindex weist die Thermometersiedlung als sozial stark belastetes Quartier aus. Lichterfelde West zählt dagegen zu den Planungsräumen mit einer besonders günstigen sozialen Situation. Das Gebiet Helmholtzplatz liegt geringfügig über dem Berliner Durchschnitt. Allerdings hat zwischen 2008 und 2013 eine deutliche Entwicklung zum Positiven stattgefunden. Der Planungsraum fällt in die Kategorie I und zählt damit zu den Gebieten mit überdurchschnittlichem Sozialindex I und überdurchschnittlichen Werten (Verbesserung bzw. Konstanz) in der relativen Position im sozialstrukturellen Längsschnitt Sozialindex I. Der Planungsraum Thermometersiedlung fällt in die Kategorie III. Dies bedeutet, dass das Gebiet einen unterdurchschnittlichen Sozialindex I hat, sich jedoch in der relativen Position seit 2008 überdurchschnittlich verbessert hat. Es zeichnet sich somit ein gewisser positiver Trend ab.

Der Sozialindex II gilt als Gradmesser sozialer Gefährdung. Ein hohes Gewicht haben Indikatoren zu sozialversicherungspflichtiger Beschäftigung, zur Arbeitslosigkeit nach SGB III, zum Bezug von Arbeitslosengeld I (in eigener Erwerbstätigkeit erworbene Ansprüche), zum Anteil der Personen ohne beruflichen Abschluss, zum Anteil der ausländischen Bevölkerung, zur Abhängigkeit von Grundsicherung im Alter sowie zur Neuerkranken mit bösartigen Neubildungen und vermeidbare Sterblichkeit aufgrund von Lungen- und Bronchialkarzinomen.² Hier liegen die Planungsräume Helmholtzplatz und Lichterfelde West auf gleicher Höhe in einem guten Bereich. Die Thermometersiedlung liegt bei diesen Indikatoren im Berliner Mittelfeld.

4.2 Milieus und Lebensstile

Ergänzend zu soziodemographischen Kennzahlen können städtische Räume an Hand der Einstellungen ihrer Bewohner zu Arbeit, Familie, Freizeit, Geld und Konsum beschrieben werden. Diese lassen sich zu sozialen Milieus mit einer gewissen Homogenität der Lebensstile und Werteorientierung verdichten. Milieus gruppieren Menschen, die sich in Lebensauffassung und Lebensweise ähneln und in gewisser Weise subkulturelle Einheiten in der Gesellschaft bilden.

1 Senatsverwaltung für Gesundheit und Soziales 2014, S. 24 ff.

2 Senatsverwaltung für Gesundheit und Soziales 2014, S. 32 ff.

Grundlage für eine milieubezogene Untersuchung städtischer Räume ist vielfach das sogenannte Sinus-Milieumodell¹, das seit Anfang der 1980er Jahre wiederholt überarbeitet wurde, um den gesellschaftlichen Wertewandel abzubilden. In die Bildung von Sinus-Milieus fließen einerseits Daten zur sozialen Lage (Bildung, Einkommen und Berufsgruppe) und andererseits zu grundlegenden Wertorientierungen ein, die dazu führen, dass die sozial-ökonomischen Bedingung zwar individuell unterschiedlich aber milieutypisch „verarbeitet“ werden. Die Grenzen zwischen den Milieus sind fließend, da milieubasierte Lebenswelten nicht exakt eingrenzbar sind. Es besteht eine Unschärferelation der Alltagswirklichkeit, die es mit sich bringt, dass zwischen den Milieus Berührungspunkte und Übergänge bestehen.

Das Sinus-Milieumodell 2015 umfasst zehn Milieus, die in sozial gehobene Milieus, Milieus der Mitte und Milieus der unteren Mitte und der Unterschicht zusammengeführt werden. Stadträume beherbergen niemals nur ein Milieu, wohl aber finden sich Milieus, die über- und die unterrepräsentiert sind, wodurch sich ein ortsspezifisches Lokalkolorit an Lebenslagen ergibt, die in spezifischer Art und Weise in Lebensstile und Alltagshaltungen umgesetzt werden.

Sozial gehobene Milieus	
Konservativ etabliertes Milieu - 10%	Das klassische Establishment: Verantwortung- und Erfolgsethik; Exklusivitäts- und Führungsansprüche; Standesbewusstsein, Entre-nous-Abgrenzung
Liberal intellektuelles Milieu - 7%	Die aufgeklärte Bildungselite: liberale Grundhaltung und postmaterielle Wurzeln; Wunsch nach selbstbestimmtem Leben, vielfältige intellektuelle Interessen
Milieu der Performer - 7%	Die multioptionale, effizienzorientierte Leistungselite: global-ökonomisches Denken; Konsum- und Stil- Avantgarde; hohe IT- und Multimedia-Kompetenz
Expeditives Milieu - 7%	Die ambitionierte kreative Avantgarde: mental und geografisch mobil, online und offline vernetzt und auf der Suche nach neuen Grenzen und neuen Lösungen

Milieus der Mitte	
Bürgerliche Mitte - 14%	Der leistungs- und anpassungsbereite bürgerliche Mainstream: generelle Bejahung der gesellschaftlichen Ordnung; Wunsch nach beruflicher und sozialer Etablierung, nach gesicherten und harmonischen Verhältnissen

1 Etwa Anheier/Hurrelmann 2014

Adaptiv-pragmatisches Milieu - 9%	Die moderne junge Mitte unserer Gesellschaft mit ausgeprägtem Lebenspragmatismus und Nutzenkalkül: zielstrebig und kompromissbereit, hedonistisch und konventionell, flexibel und sicherheitsorientiert; starkes Bedürfnis nach Verankerung und Zugehörigkeit
Sozialökologisches Milieu - 7%	Konsumkritisches /bewusstes Milieu mit normativen Vorstellungen vom "richtigen" Leben: ausgeprägtes ökologisches und soziales Gewissen; Globalisierungsskeptiker, Bannerträger von Political Correctness und Diversity

Milieus der unteren Mitte / Unterschicht	
Traditionelles Milieu - 14%	Die Sicherheit und Ordnung liebende Kriegs- / Nachkriegsgeneration: verhaftet in der alten kleinbürgerlichen Welt bzw. in der traditionellen Arbeiterkultur; Sparsamkeit, Konformismus und Anpassung an die Notwendigkeiten
Prekäres Milieu - 9%	Die um Orientierung und Teilhabe bemühte Unterschicht mit starken Zukunftsängsten und Ressentiments: Häufung sozialer Benachteiligungen, geringe Aufstiegsperspektiven, reaktive Grundhaltung; bemüht, Anschluss zu halten an die Konsumstandards der breiten Mitte
Hedonistisches Milieu - 15%	Die spaß- und erlebnisorientierte moderne Unterschicht / untere Mittelschicht: Leben im Hier und Jetzt, Verweigerung von Konventionen und Verhaltenserwartungen der Leistungsgesellschaft

Tabelle 2: Sinus Milieus 2015¹

Im Untersuchungsgebiet Lichterfelde West dominieren die sozial gehobenen Milieus. Unter diesen sind das konservativ-etablierte und das liberal-intellektuelle Milieu stark vertreten.² Diese Milieuprägung zeigt sich auch in dem Ergebnis der Wahl zum Berliner Abgeordnetenhaus des Jahres 2011. Die CDU erhielt das Direktmandat.

Das Gebiet um den Helmholtzplatz ist in Bezug auf die vorhandenen Milieus heterogener. Tonangebend sind die Milieus der Mitte.³ Allerdings gibt es größere „Einsprengsel“ von Milieus der Oberschicht wie auch der unteren Schicht. Bei den letzten Abgeordnetenhauswahlen erhielt ein Kandidat der Grünen das Direktmandat.

In der Thermometersiedlung sind Milieus der unteren Mitte und der Unterschicht prägend. Ältere deutsche Bewohner tendieren zu dem traditionellen Milieu, jünger

1 <http://www.sinus-institut.de/>

2 Vgl. Anheier und Hurrelmann 2014

3 Vgl. Anheier und Hurrelmann 2014

zu dem hedonistischen Milieu.¹ Punktuell sind Übergänge zu den leistungs- und anpassungsorientierten Milieus der Mitte auszumachen. Bei der letzten Abgeordnetenhauswahl erhielt ein CDU Kandidat das Direktmandat.

4.3 Thermometersiedlung

Die Großwohnsiedlung besteht aus rund 60 von den Straßen abgerückten Häusern mit acht bis 21 Etagen. Diese sog. Punkthochhäuser sind freistehend. Die übrigen Häuser stehen verdichtet und bilden Riegel, die das Areal deutlich konturieren. Die vergleichsweise großen Abstandsflächen sind begrünt.

Die Siedlung umfasst ca. 2.500 Wohnungen und ist für 6000 Bewohner ausgelegt. Sie wurde zwischen 1968 und 1974 je zur Hälfte durch die Gemeinnützige Siedlungs- und Wohnungsbaugesellschaft (GSW) und die Gemeinnützige Aktien-Gesellschaft für Angestellten-Heimstätten (GAGFAH) erbaut. Die ersten Wohnungen wurden 1970 bezogen. 1974 wohnten ca. 7.500 Menschen in der Siedlung.

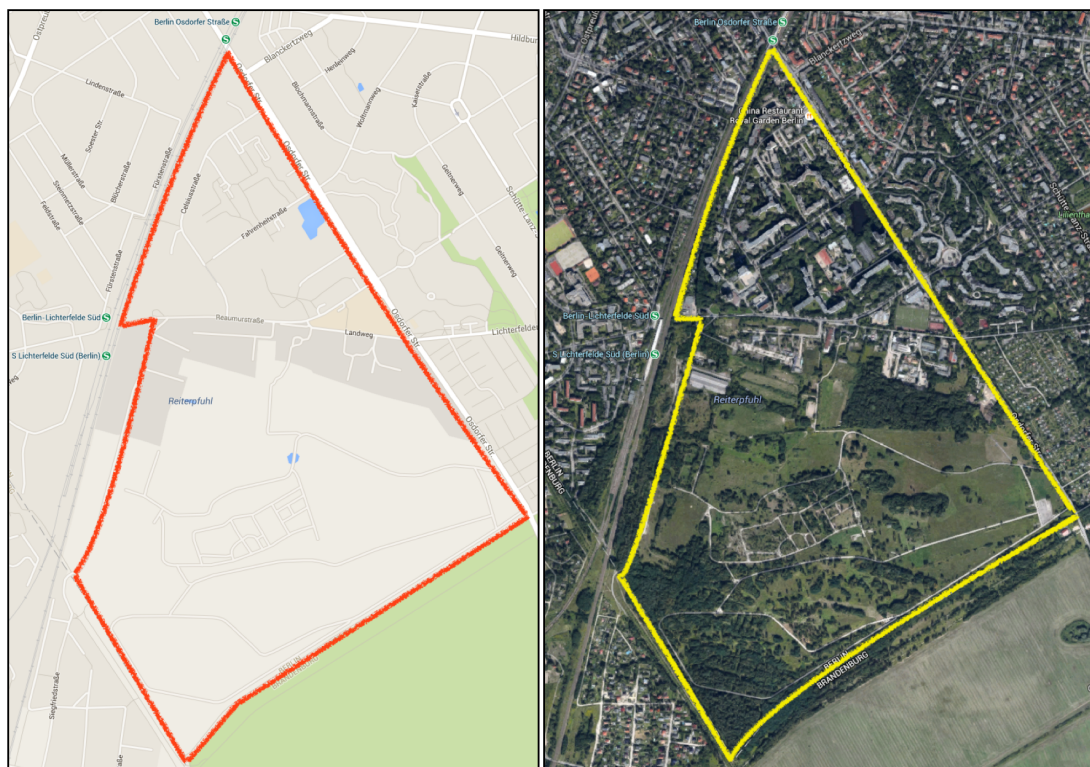


Abbildung 3: Planungsraum Thermometersiedlung

Die Thermometersiedlung liegt am äußersten Stadtrand des ehemaligen Westberlin. Die erste Mietergeneration bestand zu großen Teilen aus jungen Familien und

1 Vgl. Anheier und Hurrelmann 2014

sog. Umsetzmieter aus Altbauquartieren, die abgerissen bzw. saniert werden sollten.

Im Unterschied zur Gropiusstadt oder zum Märkischen Viertel geriet die deutlich kleiner dimensionierte Thermometersiedlung zunächst kaum in die Schlagzeilen. Die Mieterzufriedenheit war in den Anfangsjahren hoch¹, obgleich die Wohnqualität durch die für die „Wohn- und Schlafstädte“ jener Zeit typischen infrastrukturellen Defizite wie eine schlechte Anbindung an den ÖNV, fehlende Einkaufsmöglichkeiten, Kultur- und Freizeitangebote im Nahbereich beeinträchtigt wurde.²



Abbildung 4: Luftaufnahme Thermometersiedlung³

Ab Mitte der 1980er Jahre gab es Ansätze zur Organisation von Mieterinteressen und zur Stärkung nachbarschaftlicher Strukturen. Es wurde ein Mieterbeirat gebildet (1985) und im „Alten Waschhaus“ Räume für einen Nachbarschaftsverein bereitgestellt (1990). Seit Ende der 1990er Jahre ist das Stadtteilzentrum Steglitz e.V.⁴ in der Siedlung aktiv. Der Verein betreibt den Kieztreff und mehrere soziale Projekte. Weitere Freie Träger wie der Verein für familienorientierte sozialpädagogische Hilfen⁵ arbeiten ebenfalls vor Ort. In den Jahren 1999 und 2000 ist eine Stadtteilzei-

1 <http://www.steglitz.de/lichterfelde-sued/zeitung/juli00-2.htm> (aufgerufen: 19.9.2015)

2 http://pruefstein-lichterfelde-sued.de/Gut/NHW_SozialRaum-Studie_2000.html (aufgerufen: 19.9.2015)

3 www.fotos-aus-der-luft.de

4 <http://www.stadtteilzentrum-steglitz.de/chronik/> (aufgerufen: 19.9.2015)

5 <http://www.famosev.de/wir-ueber-uns.htm> (aufgerufen: 19.9.2015)

tung erschienen. In diese Zeit fällt auch das Projekt „Big Steps“, welches schwer vermittelbare junge Arbeitslose im Wege gemeinnütziger Arbeiten wie die Pflege von Grünanlagen oder die Beseitigung von Graffiti für die Belange des Quartiers sensibilisieren und auf den ersten Arbeitsmarkt vorbereiten sollte.

In den 1990er Jahren galt die Siedlung als Kriminalitätsbrennpunkt. Maßgeblich für dieses Urteil waren Jugendgruppen, die im öffentlichen Raum Raub- und Körperverletzungsdelikte begingen. In dem Gemeindebrief der Evangelischen Kirchengemeinde vom Januar 2001 wurde festgestellt: „[Zu den üblichen Problemen einer Großwohnsiedlung] kommen in den letzten Jahren auch Vandalismus, Gewaltbereitschaft, Kriminalität, Defizite im Wohnumfeld, keine Angebote offener Kinder- und Jugendarbeit in der Siedlung, Wohnungsleerstand.“¹ Im Rahmen einer sozialen Präventionsstrategie wurden u. a. aufsuchende Sozialarbeit institutionalisiert, der Jugendtreff Bus-Stop geöffnet und ein Runder Tisch mit Mietervertretern, Wohnungsbaugesellschaft, Bezirksamt, Polizei und Schule eingerichtet.

2004 hat das Land Berlin die Kommunale Wohnungsbaugesellschaft GSW für ca. 2 Mrd. Euro an ein amerikanisches Investmentunternehmen verkauft.² Von dieser Privatisierung war ein Großteil der Mieter der Thermometersiedlung betroffen. Aus der Sicht vieler Bewohner hat die „Politik“ des neuen Eigentümers zur „Produktion eines Ghettos“ geführt. Die Wohnungs- und Gewerbemieten wurden mit der Folge erhöht, dass solvente Mieter die Siedlung verlassen haben und Läden und Lokale schließen mussten. Investitionen wurden aufgeschoben und notwendige Reparaturarbeiten wie die Instandsetzung von Aufzügen oft erst nach hartnäckigen Mahnungen durchgeführt. Mieterläden wurden geschlossen und durch Hotlines und mobile Mitarbeiter ersetzt.³ Auf der anderen Seite haben sich Befürchtungen, schutzlos „Heuschrecken“ ausgeliefert zu werden, nicht bestätigt. Die Mieten für Wohnungen in der Thermometersiedlung sind weiterhin vergleichsweise günstig, und im Rahmen einer „Corporate Social Responsibility“ beteiligt sich auch die privatisierte GSW an der Finanzierung von sozialen Projekten. Ferner hat das Unternehmen einen Sozialfonds eingerichtet, mit dem „in persönliche Not geratene Mieter bei der Erhaltung ihrer Wohnung“ unterstützt werden sollen⁴ und es vermietet ein Kontingent von 100 Wohnungen im „geschützten Marktsegment“.⁵ Die GSW Immobilien wurde 2013 von der „Deutsche Wohnen“ übernommen.

Die Thermometersiedlung gilt als „sozialer Brennpunkt“ im weithin gutbürgerlichen Bezirk Steglitz-Zehlendorf. Berlinweit zählt sie zu den „Problemgebieten“.

1 <http://www.petrus-giesensdorf.de/themen/2001/01/zibis.htm> (aufgerufen: 19.9.2015)

2 http://www.die-linke-berlin.de/politik/positionen/politik_fuer_berlin/haushaltsverfassung/verkauf_der_gsw_kein_not_aber_ein_notlagenverkauf/

3 <http://www.khd-research.net/ThS/Thermometer-Siedlung.html> (aufgerufen: 20.1.2015)

4 http://www.gsw.ag/social-fund.aspx?sc_lang=de-DE (aufgerufen: 19.9.2015)

5 <https://www.gsw.de/unternehmen/csr/stadtteile-kieze/>

4.4 Helmholtzplatz

Das Gebiet Helmholtzplatz liegt im Ortsteil Prenzlauer Berg im östlichen Berlin. Unter den knapp 14.000 Wohnungen im Gebiet dominieren Altbauten, die größtenteils zwischen 1889 und 1905 errichtet wurden. Über 90% aller Wohnungen des Gebiets wurden vor 1919 erbaut. Im Gebiet leben etwa 21.000 Menschen. Das sind etwa 2.500 mehr als 1999, als umfassende Sanierungsmaßnahmen zu einer Bevölkerungsfluktuation geführt haben.

Das Quartier wurde ursprünglich für Arbeiter und ihre Familien erbaut. Besonders in den einfach und eng gebauten Hinterhäusern dominierten Kleinwohnungen mit geringen sanitären Standards, die Bevölkerungsdichte war hoch und der Anteil von Frei- und Grünflächen gering. Aber auch auf Grund vergleichsweise geringer Kriegsschäden und jahrzehntelang unterbliebener Erhaltungs- und Erneuerungsmaßnahmen war das Gebiet nach der Vereinigung von Ost- und Westberlin in besonderer Weise durch bauliche und funktionale Mängel sowie erheblichen Instandsetzungsbedarf gekennzeichnet. Etwa 25% der Wohnungen hatten eine ungenügende sanitäre Ausstattung (insb. Außentoiletten) und ca. 80% wurden mit Kohleöfen beheizt. Für die große Mehrzahl der Gebäude und Grundstücke bestanden Rückübertragungsansprüche durch Alteigentümer.

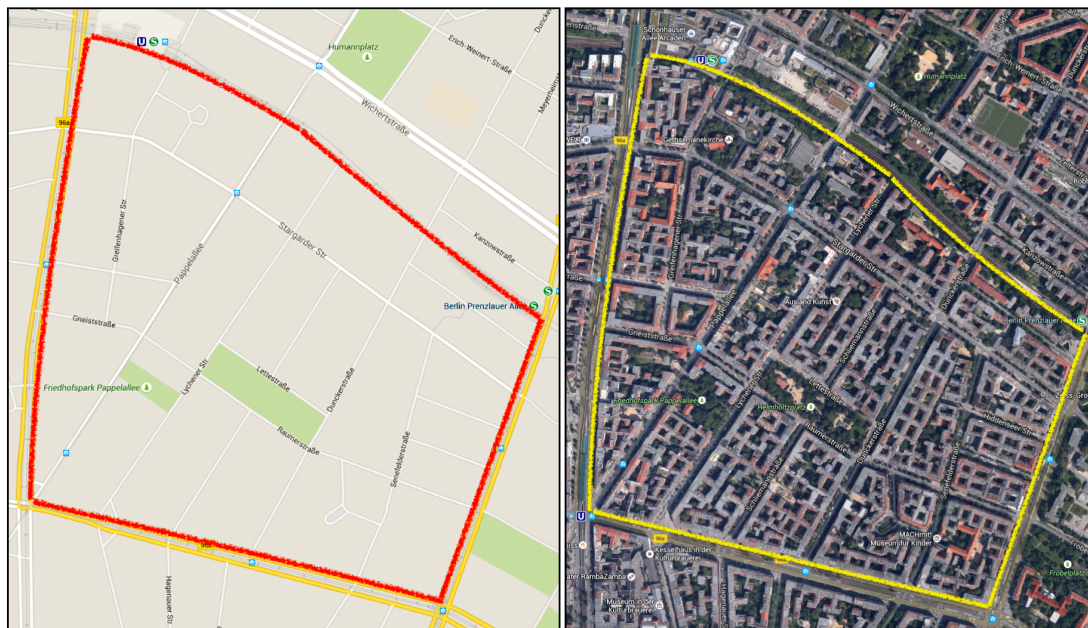


Abbildung 5: Planungsraum Helmholtzplatz

Schon zu Beginn der 1990er Jahre war der Anteil jüngerer und höher qualifizierter Bewohner vergleichsweise hoch. In der sog. Wendezeit gab es in dem Gebiet eine größere Zahl besetzter Häuser und Selbsthilfeaktivitäten junger Bewohner zur Nutzung verfallender Bausubstanz und deren Schutz vor Abriss. Auch hat das Gebiet ei-

ne vergleichsweise junge Bevölkerung. 2011 lag das Durchschnittsalter bei 38,3 Jahren gegenüber 42,8 Jahren in Berlin.¹

Im Oktober 1993 wurde das Gebiet „Prenzlauer Berg – Helmholtzplatz“ per Rechtsverordnung als Sanierungsgebiet förmlich festgelegt. Durch die Anwendung des besonderen Städtebaurechts sollten der (städte)bauliche Zustand des Quartiers verbessert aber zugleich soziale Ziele verfolgt werden. Dazu zählten „die Vermeidung ... von sanierungsbedingten Härten und der Schutz der Gebietsbewohner vor Verdrängung durch Modernisierungsmaßnahmen, die Verhinderung von Segregationerscheinungen sowie die Erzielung von Einvernehmen zwischen Bewohnern und Investoren bei der Baudurchführung.“ (Jäckel/Oehlert 2012, S. 3)



Abbildung 6: Helmholtzplatz²

Im Vorfeld der Aufhebung der Festlegung als Sanierungsgebiet im Jahr 2013 wurden die Ergebnisse der Sanierung untersucht und im Zuge dessen umfangreiche Daten zur sozialen Situation in dem Gebiet erhoben (Experten- und Haushaltsbefragung) bzw. ausgewertet (statistische Daten).³ Diesem Umstand ist es zu verdanken, dass besonders differenzierte und belastbare Erkenntnisse insb. zur Bevölkerungs- und

1 Quelle: Statistisches Jahrbuch Berlin 2011

2 www.bilder.inberlin.de

3 Jäckel/Oehlert 2012; die nachfolgenden Ausführungen beziehen sich wesentlich auf diese Studie.

Sozialstruktur, zur Wohnsituation wie auch zur Gebietsbindung der Bewohner und deren Beurteilung des Quartiers vorliegen. Da im Jahr 2002 eine vergleichbare Untersuchung durchgeführt wurde, besteht zudem die Möglichkeit, Veränderungen und Entwicklungen nachzuzeichnen.

Die Einwohnerzahl ist in den vergangenen Jahren deutlich gewachsen. Insbesondere ist die Zahl der Bewohner im mittleren Alter zwischen 27 und 54 Jahren gestiegen. Der Anteil der 27 bis 45-jährigen Personen, und damit auch von Frauen im fertilen Alter, ist doppelt so hoch wie der Berliner Durchschnitt. Dies ist einer der Gründe für die relativ hohe Geburtenzahl und dem daraus folgenden Anstieg der Zahl von Kindern. Diese sind im Straßenraum gut sichtbar, das Quartier wird als kinderreich wahrgenommen und es bestehen Engpässe bei der Versorgung mit Betreuungs- und Schulplätzen.

Parallel zum Zuwachs der genannten Gruppen ist ein kontinuierlicher Rückgang der Zahl Jugendlicher sowie der Bewohner im Rentenalter zu verzeichnen. Deren Zahl hat sich seit 1994 nahezu halbiert und der Anteil der über 64-Jährigen betrug Ende 2011 lediglich 4%.

Die Zahl der Haushalte hat sich, vor allem durch die Beseitigung von Leerständen, erhöht. Die Entwicklung der Haushaltsgrößen ist dabei uneinheitlich. Ca. 80% sind Ein- und Zwei-Personen-Haushalte. Aber es hat auch die absolute Zahl von Haushalten mit Kindern zugenommen und ein auch in anderen innerstädtischen Altbauquartieren beobachtbarer Trend zur Mehrkindfamilie zeichnet sich ab. Der Anteil von Familien mit Kindern ist jedoch auf Grund der geringen Zimmerzahl der Wohnungen (90% sind ein- bis drei Zimmerwohnungen) geringer als in anderen innerstädtischen Altbauquartieren.

Der Anteil der erwerbstätigen Bewohner und Bewohnerinnen, deren Qualifikationsniveau hoch ist, ist gestiegen. Etwa zwei Drittel aller Personen im erwerbsfähigen Alter sind erwerbstätig. Etwa ein Viertel der Erwerbstätigen ist selbstständig bzw. freischaffend tätig. Während im Jahr 2002 knapp die Hälfte der erwachsenen Personen über einen Hochschulabschluss verfügte, haben heute mehr als zwei Drittel der Bewohner einen akademischen Abschluss.

Parallel sind die Haushaltseinkommen überdurchschnittlich gestiegen. Die mittleren Nettoeinkommen der Haushalte sind zwischen 2002 und 2012 in der Gesamtstadt um etwa 5% anstiegen, im Gebiet Helmholtzplatz um ca. 60% und liegen damit – anders als 2002 – deutlich über dem Berliner Niveau. Allerdings sind die Einkommensunterschiede größer geworden, bei einem Rückgang der Haushalte mit geringem Einkommen. 2012 verfügten noch 8% der Haushalte über weniger als 60% des mittleren Berliner Äquivalenzeinkommens und waren somit einkommensarm.

Die soziodemografische Entwicklung ist von Aufwertungstendenzen geprägt. Dies ist in erster Linie das Resultat von Zuzügen qualifizierter und einkommensstärkerer Personen im Rahmen von Fluktuations- und Austauschprozesse der Bewohner und weniger von Entwicklungsprozessen der „Stammbevölkerung“ selbst. In den vergangenen Jahren hat eine Verdrängung einkommensschwacher Bevölkerungsgruppen stattgefunden. Dies ist in erster Linie die Folge erheblicher Mietsteigerungen, insb. bei Neuvertragsabschlüssen. Die Durchschnittsmieten liegen über dem Berliner Niveau. Ein weiterer Grund dürfte in der Umwandlung von Miet- in Eigentums-

wohnungen zu suchen sein. Auf etwa 25% aller Grundstücke und bei etwa 30% aller Wohnungen ist eine Umwandlung in Teileigentum erfolgt.

Seit dem Abschluss der Sanierungsmaßnahmen hat die Gebietsbindung der Bewohner zugenommen. Dies ist Folge der Verstetigung der Bevölkerung und der Zunahme der Wohndauer in dem Gebiet aber auch einer tendenziell hohen Wohnzufriedenheit mit überwiegend positiver Beurteilung der Wohnqualität und des Wohnumfeldes.

Die durchschnittliche Wohndauer der Haushalte im Gebiet ist zwischen 2002 und 2012 von 5,6 auf 10,2 Jahre gewachsen. Der Anteil der Haushalte, die mindestens 10 Jahre im Gebiet gewohnt haben ist von 24% auf 30% gestiegen. Jeder vierte Haushalt ist innerhalb des Gebiets umgezogen. Überdurchschnittlich lange leben ältere Personen im Gebiet. Allerdings leben nur in jedem siebten Haushalt Personen, die bereits vor 1993 in dem wohnten.

Bei der Mehrzahl der Bewohner bestehen keine Umzugsabsichten. Drei Viertel aller Haushalte sehen ihre Wohnperspektive mittel- bzw. längerfristig in der jetzigen Wohnung und damit innerhalb des Wohngebiets Helmholtzplatz. Gründe für den Wunsch die Wohnung zu wechseln, sind in erster Linie eine zu geringe Größe und ein zu hoher Mietpreis und damit wohnungsbezogen.

Über 90% der Bewohner beurteilen das Wohngebiet als Ganzes positiv. Besonders geschätzt werden die gute Anbindung an den ÖPNV, die Einkaufsmöglichkeiten, das Erscheinungsbild der Wohngegend insgesamt und die zahlreichen Angebote an neu gestalteten Spielplätzen. Eher negativ ist die Beurteilung der Angebote für Senioren und Jugendliche und der Qualität des Straßenraums. 47% der Befragten gaben an, kein Auto im Haushalt zu haben, 87% regelmäßig das Fahrrad zu nutzen.

Ein weiterer Grund für die vergleichsweise hohe Gebietsbindung dürfte in dem städtebaulichen Flair von Prenzlauer Berg zu suchen sein, das sich in den vergangenen 25 Jahren zu einem international attraktiven und begehrten innerstädtischen Szenebezirk entwickelt hat.

4.5 *Lichterfelde West*

Der Planungsraum liegt in der Villenkolonie Lichterfelde. Es gehört zum Ortsteil Lichterfelde, der zum Bezirk Steglitz-Zehlendorf zählt. Diese Kolonie wird auch Carstenn'sche Villenkolonie genannt, die ab 1865 als erste Berliner Villenkolonie gebaut wurde.¹ Es folgten die Kolonien Westend und Grunewald. Das Gebiet Lichterfelde West ist mit der südöstlichen Hälfte des ursprünglichen Koloniegebiets identisch.

Nach englischem Vorbild entstanden im Deutschen Reich nach 1860 Villenkolonien in landschaftlich reizvoller Lage am Rande expandierender Städte wie Hamburg, Dresden, Köln, Wuppertal und auch Berlin. Landwirtschaftlich genutzte Flächen wurden durch Landentwickler wie Johann von Carstenn aufgekauft, durch Straßen-

1 Vgl. Wolfes 1997

und Bahnen verkehrsmäßig erschlossen¹ und parzelliert. Käufer waren wohlhabende Bürger der Gründerzeit, die auf den erworbenen Grundstücken repräsentative Villen erbauten. Diese Kolonien erhielten durch die gestalteten Vorgärten, eine geometrische Straßenführung, die Trennung von Fahr- und Gehwegen auf den Hauptachsen, formal angelegte Plätze, eine zum Charakter der Siedlung passende Gestaltung der Bahnhöfe und Ladenzeilen, der Straßenbeleuchtung und anderer technischer Einrichtungen ein einheitliches Erscheinungsbild. Bei dem Bau der Wohn- und Nebengebäude bestand dagegen – zumindest bei der ersten Generation der Villenkolonien – eine erhebliche architektonische Gestaltungsfreiheit und die Baustile reichten von Neugotik, -romanik und -renaissance über eklektizistische Mischformen bis hin zum Jugendstil.



Abbildung 7: Bahnhof Lichterfelde West

Bereits in den 1920er Jahren wurde der personalintensive Unterhalt der Villen für viele der alten Eigentümer zur Belastung und ein punktueller Abstieg des Gebiets setzte ein. Weitreichende Veränderungen vollzogen sich jedoch erst im und nach dem Zweiten Weltkrieg. Die Häuser wurden in Wohnungen aufgeteilt und vereinzelte ausgebombte Villen durch Mietswohnhäusern ersetzt. Durch Grundstücksteilungen wurde die Bebauung insgesamt verdichtet. Bis in die 1980er Jahre wurden gründerzeitliche Villen zugunsten besser verwertbarer Neubauten abgerissen.

Jedoch setzte sich bereits in den 1970er und 1980er Jahren eine Bürgerinitiative mit Erfolg für die Verstärkung des Denkmalschutzes in dem Viertel ein. Heute stehen größere Bereiche der Kolonie unter Ensembleschutz. Der geschlossene Charakter als

1 Der Bahnhof Lichterfelde wurde 1868 eröffnet.

Villen- und Gartenstadt mit urbaner Atmosphäre ist bis heute erhalten. Das historische Einkaufsviertel um den S-Bahnhof ist renoviert und gilt als architektonisches und städtebauliches Kleinod. Nicht wiederhergestellt sind die originalen Platzgestaltungen mit Brunnen, Blumenbeeten und Bänken, die das Viertel ursprünglich prägten.

Auch auf Grund der guten infrastrukturellen Erschließung des Gebiets, der hervorragenden Lage und der Nähe zur Freien Universität und größeren Forschungseinrichtungen zählt Lichterfelde West zu den besonders begehrten Wohnlagen in Berlin. Leerstehende oder vernachlässigte Häuser gehören der Vergangenheit an.



Abbildung 8: Planungsraum Lichterfelde West

5 Auswertung der Interviews nach Gruppen

Die 60 Personen, die im Rahmen der Untersuchung befragt worden sind, unterscheiden sich durch ihre private und berufliche Situation, ihre bisherige Lebensgeschichte und die damit verbundenen Erfahrungen und Einstellungen. Dies macht sie zu unverwechselbaren Individuen. Im Anhang befinden sich deren Kurzportraits, die einiges von dieser Individualität erkennen lassen.

In den geführten 60 Interviews kommen genau diese Unterschiede zum Ausdruck und das gewonnene Material ist sowohl umfangreich als auch differenziert. Eine Auswertung des Interviewmaterials könnte darin bestehen, Antwortkategorien aus den Texten herauszuarbeiten und quantitative Zuordnungen vorzunehmen. Genau dieses widerspricht jedoch dem Grundverständnis qualitativer Forschung, da mit einer solchen im Kern quantitativen Auswertung qualitativer Daten deren Komplexität ausgehebelt wird und ungenutzt bleibt. Qualitative Forschung strebt ein tieferes Verständnis ihres Forschungsgegenstandes an. Ziel ist das Erkennen von übergreifenden Sichtweisen, Erklärungsmustern und Handlungslogiken. Eine Möglichkeit, diese „aufzudecken“, ist die Auswertung des Materials nach Gruppen, d.h. über das Clustern von Befragten nach bestimmten gemeinsamen Merkmalen, die für den Forschungsgegenstand relevant sind.

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen wird das Interviewmaterial im Folgenden nach Gruppen ausgewertet, die sich in Bezug auf ihre objektive und subjektive Lage so deutlich voneinander unterscheiden, dass spezifische Positionen zu den zentralen Themen der Studie zu erwarten sind.

5.1 Über 65-Jährige

Die Gruppe der interviewten Personen, die älter als 65 Jahre sind, umfasst 24 Personen. Acht leben in der Thermometersiedlung, zwei am Helmholtzplatz und 14 in Lichterfelde West.

Die Mehrzahl lebt mit einem (Ehe)Partner zusammen, fünf führen Einpersonenhaushalte. Alleine zu leben, geht jedoch nicht mit dem Gefühl sozialer Isolation einher. Ältere Befragte, die alleine wohnen, berichten von guten Kontakten zu ihren erwachsenen Kindern und fühlen sich mit einzelnen Nachbarn besonders verbunden. Zwei besitzen einen Hund. *„Ich wohne alleine im Moment, aber mit meinem Hund, das ist mein Kumpel.“ (T18)*

5.1.1 Stromausfall: Erfahrungen, Erwartungen und Befürchtungen

Fast alle über 65-Jährigen verfügen über Erfahrungen mit Stromausfällen. Allerdings liegen diese schon lange zurück, häufig in der Kindheit, beziehen sich auf die „DDR-Zeit“ oder auf Auslandsaufenthalte. Wird von aktuelleren Stromausfällen in Berlin berichtet, dann waren diese kurz und blieben ohne nennenswerte Folgen.

Eine Ausnahme bilden vier Befragte aus der Thermometersiedlung. Sie sind zwischen 70 und 79 Jahre alt und waren im Januar 2011 durch einen Kellerbrand betroffen, in dessen Folge der Strom für 3 Tage ausfiel.

Hochhausbrand in der Thermometersiedlung

BERLIN-LICHTERFELDE – 9. Januar 2011 – 19.05 Uhr (khd). Für einige Bewohner der Lichterfelder Thermometer-Siedlung begann das neue Jahr mit einem Horror. Am Sonnabend, den 8. Januar 2011 (gestern) kam es am Nachmittag zu einem Großbrand im ebenerdigen Keller des 21-stöckigen Wohnhauses Celsiusstraße 56. Eigentümer des Gebäudes ist die seit 2004 eigennützige GSW Immobilien AG, die zum Verkauf ansteht.

Die Feuerwehr musste „10. Alarm“ geben (10 Staffeln mussten ausrücken). Sie hatte trotz Einsatz modernster Löschtechnik Probleme, das in den Kellerverschlägen wütende Feuer unter Kontrolle zu bringen. Dies gelang erst nach etwa 15 Stunden am Sonntag (heute) früh gegen 8 Uhr. Die Aufräumarbeiten dauern derzeit noch an. Eine Brandwache beobachtet weiterhin den Brandort. Die Strafverfolgungsbehörden haben mit den Ermittlungen zur Brandursache begonnen. Mieter vermuten einen sorglosen Umgang mit offenem

Feuer (Streichholz, Kerze, Böller-Zünden?), aber auch ein elektrischer Kurzschluss (in der Beleuchtung?) oder sogar eine Brandstiftung sind vorstellbar.

Der Keller ist ein ebenerdiger Hochhaus-Anbau mit Außenwänden aus Beton und liegt damit außerhalb des Grundrisses des Hochhauses und ist durch 2 Türen vom Haus und durch 3 Zugänge von außen erreichbar. Da in diesem rund 600 qm großen Keller mit seinen rund 125 Mieter-Verschlägen viele Autoreifen und Gegenstände aus Kunststoff lagerten, entwickelte sich schnell ein giftiger, beißender Rauch, der auch über den als Kamin wirkenden Fahrstuhlschacht in die Stockwerke des Hauses zog. Deshalb mussten alle Bewohner bis zur 10. Etage evakuiert werden. Sie konnten erst 24 Stunden später in ihre Wohnungen zurückkehren.

http://www.khd-research.net/ThS/Thermometer-Siedlung_13.html

Abbildung 9: Pressebericht zu Brand in Thermometersiedlung

Dies Befragten wohnen in der 12., 15., 16. und 17. Etage des Punkthochhauses. Trotz dieser gemeinsamen Ausgangslage berichten die Vier in sehr unterschiedlicher Weise von diesem Ereignis:

T10 hat sich während des Stromausfalls in seiner Wohnung aufgehalten und abgewartet, wie sich die Situation entwickelte: *„Ich wollte nicht rausgehen. Also hab ich gedacht, ich warte ab was passiert und nach 28 Stunden oder was, also am übernächsten Tag, da wurde der Strom wieder angestellt, da hatten wir wieder Wasser und da war ich heilfroh.“*

T16 hingegen hat Hilfe durch die Feuerwehr angenommen und gerät beinahe ins Schwärmen und spricht von einem *„schönen Stromausfall“*.

T19 lehnte dagegen diese Hilfe ab, weil ihr Sohn kam, um ihr zu helfen. In die Erinnerung an den Brand mischt sich Stolz auf die eigene erfolgreiche Situationsbewältigung: *„Und clever wie Mutter ist (Bezugnahme auf die eigene Person) - Mutter ist Kriegskind - erst einmal Wasser abgelassen, alles Wasser abgelassen... Badehandtücher nass gemacht und um die Eingangstür gewickelt“*.

Für T12 war es eine schreckliche Erfahrung, fest zu sitzen. Sie erinnert sich an geplatzte Wasserrohre und Angst vor Rauchvergiftung: *„Ich konnte gar nicht essen, war völlig fertig“*. Hilfe erhielt sie von ihrem Sohn, der sowohl sie und eine Nachbarin, als auch ihren Hund bei sich aufnahm.

Deutlich in Erinnerung geblieben sind der Ausfall des Fahrstuhls und die Angst, keine Hilfe zu erhalten. Hinzu kommen die Unannehmlichkeiten durch die Wassersperre und den Ausfall der Heizung. Erinnerungen an Einschränkungen bei der Es-

senszubereitung sind hingegen weniger präsent. Entsprechend werden die mit einem längeren Stromausfall einhergehenden Engpässe bei Versorgung mit Lebensmitteln wenig dramatisch gesehen. L2 stellte fest: „*Ich könnte mich so einschränken, dass mir 6 Tage kaum was ausmachen würden.*“

5.1.2 Vulnerabilität und Resilienz

- *Gesundheit*

Zwischen Alter und körperlichen und psychischen Einschränkungen besteht kein linearer Zusammenhang. Aus diesem Grunde muss daher auch bei den über 65-Jährigen zwischen Personen mit und ohne (wahrgenommene) körperliche Beeinträchtigung unterschieden werden. Insgesamt berichteten 12 der über 65-Jährigen von körperlichen Einschränkungen. Mit einer Ausnahme sind diese älter als 70 Jahre. Alle benötigen regelmäßig Medikamente. Bei einem längeren Stromausfall würde es jedoch kaum zu Versorgungsproblemen kommen, da die vorhandenen Vorräte in den Wohnungen für mehrere Wochen reichen.

Als körperlich eingeschränkt sahen sich sechs der acht befragten über 65-Jährigen aus der Thermometersiedlung, beide aus dem Bereich Helmholtzplatz und vier der 14 Befragten aus Lichterfelde West. Darüber hinaus bestehen quartiersspezifische Unterschiede bei den Beeinträchtigungen selbst. Drei der Bewohner der Thermometersiedlung benötigen Rollatoren; der vierte ist zu 90% schwerbehindert und bezeichnet sich als „*halb tot*“. Die gesundheitlich beeinträchtigten über 65-Jährigen aus Lichterfelde West berichten dagegen kaum von Mobilitätseinschränken und die Mehrzahl fährt noch Fahrrad.

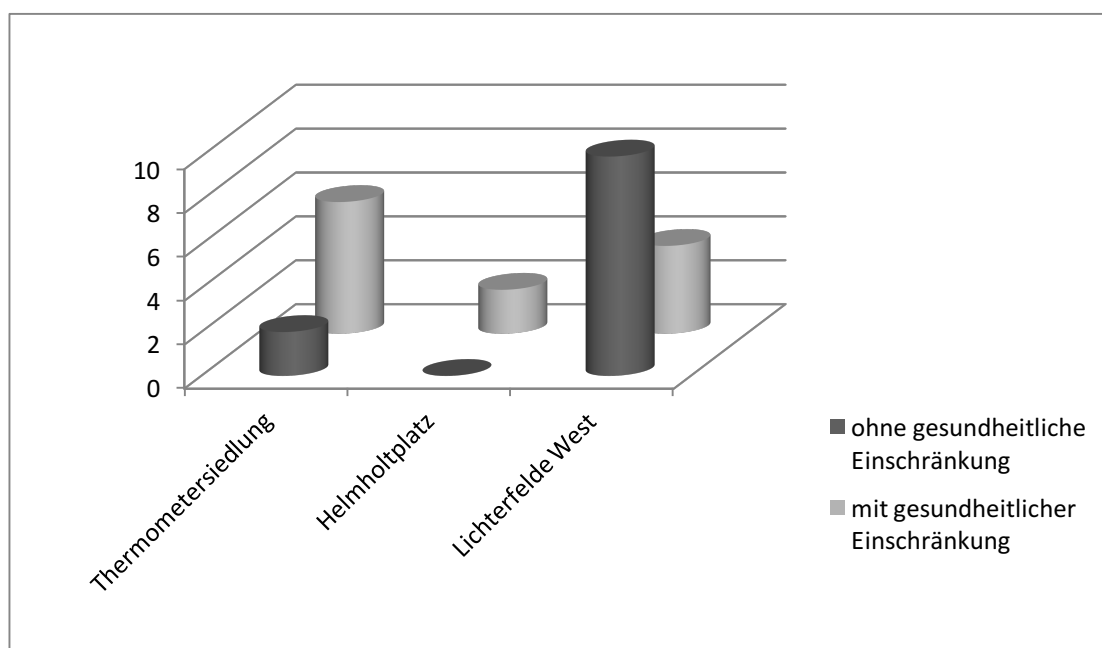


Abbildung 10: Über 65-Jährige mit und ohne gesundheitliche Einschränkung

- *Ressourcen*

Die über 65-Jährigen verfügen über vergleichsweise große Lebensmittelvorräte. Bei sechs Befragten würden diese bis zu einer Woche reichen. Bei den übrigen auch darüber hinaus und teilweise für mehrere Wochen. Zu den Vorräten zählen tiefgefrorenes Brot, Konserven und Eingemachtes. Auch die Versorgung mit Wasser bzw. Getränken wäre bei einem Stromausfall weitgehend gesichert. Bei 22 Befragten reichen entsprechende Vorräte für eine Woche und länger. Ein Bewohner des Punkthochhauses in der Celsiusstraße 56 hat 200 Liter Wasser eingelagert.

Kerzen, Taschenlampen und Batterien sind bei zwei von drei Befragten über 65-Jährigen vorhanden, ein batteriebetriebenes Radio oder Campingkocher nur bei einzelnen.

5.1.3 Hilfebedarf und -erwartung

Der Bedarf an Fremdhilfe, den die über 65-Jährigen im Fall eines anhaltenden Stromausfalls sehen, ist unabhängig davon, ob gesundheitliche Einschränkungen bestehen oder nicht, überraschend gering. Nur drei gehen auf Umstände näher ein, die sie mit eigenen Mitteln nicht bewältigen könnten. T16 nennt die unsichere Wasserversorgung und den schlechten gesundheitlichen Zustand seiner Partnerin, H4 die Folgen der erheblich eingeschränkten Mobilität und L2 die Sorgen der Tochter, wenn sie ihre Eltern nicht erreichen könnte.

Über die Hälfte der Interviewten entwickelte Ideen dazu, wie sie einen längeren Stromausfall würden besser bewältigen können. Diese Ideen reichen von Methoden zur Aufbewahrung tiefgefrorenen Lebensmitteln, über Strategien zur emotionalen Stabilisierung etwa durch die gezielte Rückbesinnung auf die erfolgreiche Bewältigung früherer Notlagen bis hin zu Überlegungen dazu, wie man die Stadt verlassen könnte.

Die Mehrzahl der über 65-Jährigen hat Kinder. Aber nur bei 15 lebt mindestens ein Kind in Berlin und das Verhältnis ist - so der in den Interviews gewonnene Eindruck - so stabil, dass es grundsätzlich als Ansprechpartner in Notlagen betrachtet wird. Sollte etwa die eigene Wohnung nicht mehr bewohnbar sein, würden die Befragten in erster Linie zu den Kindern gehen. Aber dieses Ergebnis bedeutet auch, dass im Fall eines längeren Stromausfalls nur bei etwa der Hälfte der befragten über 65-Jährigen Hilfe und Unterstützung aus dem engsten Familienkreis kommen könnte. Tatsächlich ist die explizit geäußerte Hilfeerwartung noch geringer: nur drei erwarten vorrangig Hilfe von ihrer Familie. Weitere erwähnen zwar ihre Familie, sehen diese aber ergänzend zu Nachbarn und vereinzelt zu Freunden.

Nachbarn haben bei den über 65-Jährigen einen herausragend hohen Stellenwert. Sollte Fremdhilfe erforderlich werden, geht die deutliche Mehrheit der Befragten über 65-Jährigen davon aus, dass sie diese von ihren Nachbarn erhalten würden. Grund sind insbesondere die lange gemeinsame Geschichte und die Erfahrung gegenseitiger Hilfe im Alltag. Dieses Prinzip der Gegenseitigkeit wird vielfach gedanklich in die Situation der Krise hineinverlängert.

H4: *„Ja, ja, ich könnte mich durchaus an ... Nachbarn wenden. Und wenn die kommen, würd ich denen auch jedwede Hilfe zukommen lassen.“*

L2: *„Man würde hier teilen und gegenseitig austauschen, was man hat.“*

L5: Die Nachbarn *„stehen hinter uns, so wie wir hinter ihnen stehen“*.

Aber es gibt auch Einschränkungen. Zum einen werden „gute“ Nachbarn ausgenommen, die im Krisen- und Katastrophenfall zunächst einmal die eigene Familie würden versorgen müssen. Und – viel häufiger – führt der Wunsch nach Autonomie dazu, die Situation zunächst einmal und möglichst lange mit den eigenen Mitteln meistern zu wollen.

L3: *„Also noch können wir uns selber helfen und ja, mein Mann lässt sich sowieso nicht helfen.“*

L7: *„Ich würd versuchen, so selbstständig wie möglich zu sein, aber also im Notfall würde ich dann schon zu anderen gehen.“*

Die Antworten auf die Frage, welche Art der Hilfeleistung von anderen erwartet werden kann, lassen ein klares Muster erkennen. Recht optimistisch sind die über 65-Jährigen in Bezug auf immaterielle Hilfs- und Unterstützungsleistungen wie das Ausführen von Erledigungen. Wenn materielle Ressourcen geteilt werden müssten, erwarten drei Personen (T4, T8 und T10) keine Hilfe von Nachbarn, bei anderen bestehen deutliche Zweifel.

L7: *„...ich würd es nicht erwarten...“*

L13: *„...ne, das wüsste ich nicht“*

L19: *„Ich weiß nicht, ob die, die was haben, in der Lage sind...aber ich müsste sie mal ansprechen.“*

In Notlagen, so die Überlegung, werden Ressourcen knapp. Entsprechend wäre bei anderen die Bereitschaft zu teilen am ehesten gegeben, wenn die eigene Bedürftigkeit besonders evident ist. Eine Vorstellung, die mit dem oben beschriebenen Autonomiewunsch schwer vereinbar ist. Es bestehen also auch innere Hürden, wenn es darum geht, materielle Dinge, also „Güter“, von anderen zu fordern.

Vor diesem Hintergrund wird verständlich, weshalb in vielen Interviews eine Art Tauschprinzip als Lösung als gute Lösung anklingt. Beispielhaft sind hier die Überlegungen von L14: *„Vielleicht hat man unterschiedliche Sachen. Der hat zu viel und wir zu wenig von etwas. Dann könnte man sich gegenseitig etwas aushelfen.“*

5.1.4 Hilfbereitschaft

Trotz altersbedingter und gesundheitlicher Einschränkungen sind die über 65-Jährigen in hohem Maße bereit, im Falle eines anhaltenden Stromausfalls anderen zu helfen. Diese Hilfbereitschaft ist jedoch nicht voraussetzungslos und folgt Regeln.

Wie schon bei der Hilfeeerwartung wird zwischen Hilfe in Form von materiellen Dingen und in Form von Dienstleistungen unterschieden. Die große Mehrheit betrach-

tet es als Selbstverständlichkeit, in Not- und Krisensituationen im Rahmen der Möglichkeiten für andere etwas zu tun. „Auf jeden Fall“ und „ohne weiteres“ würden sie Kaffee kochen, im Altersheim mithelfen oder auf Kinder aufpassen. Fremde wären von diesen Hilfeleistungen nicht ausgeschlossen.

Bei der Abgabe materieller Güter erfolgen jedoch Einschränkungen. Das Ergebnis ist eine konditionale oder selektive Hilfebereitschaft. Unter der Voraussetzung, dass man durch deren Abgabe die eigene Lage nicht verschlechtert, bleibt die Hilfebereitschaft hoch.

L1: *„Also wenn man eigene Überschüsse in der Not hat, würd ich dies auf jeden Fall abgeben.“*

T10: *„Wenn ich ne Badewanne voll Wasser hätte, dann würde ich auch mal einen Eimer abgeben.“*

T19: *„Ich würd Lebensmittel aus dem Gefrierschrank verschenken.“*

Am ehesten sind die Befragten bereit, ein gewisses Risiko in Bezug auf die eigene Versorgungslage einzugehen, wenn Familienangehörige oder Freunde von den Gütern profitieren. Wenn dadurch eine besondere Notlage gelindert werden kann oder die Empfänger sympathisch sind, fördert dies ebenfalls die Bereitschaft, Güter zu teilen.

L14: *„Mein Sohn und die Kinder hätten Vorrang – wenn es darum ginge, Leben zu retten, dann wäre es noch etwas Anderes.“*

L12: *„Es käme wirklich darauf an, wer von den Menschen als Erstes in Not wäre“...*

L19: *„Wenn die Not erkennbar wäre, dann würde ich allen abgeben.“*

Gegenüber Fremden besteht bei einzelnen Befragten ein ausgeprägtes Misstrauen. Sie befürchten, dass ihre Hilfsbereitschaft ausgenutzt werden könnte. Allerdings werden Fremde auch ausdrücklich einbezogen.

L16: *„Ich würde abgeben, auch an Fremde. Das hab ich gelernt von meinen Eltern: Man hilft anderen, wenn sie in Not sind.“*

Die Aufnahme von Personen in die eigene Wohnung muss nicht zwangsläufig zu einem rascheren Verbrauch knapper materieller Ressourcen führen, wird aber mit sehr großer Wahrscheinlichkeit erhebliche Einschränkungen und gewisse Unannehmlichkeiten mit sich bringen. Entsprechend ist die Bereitschaft, andere in der eigenen Wohnung unterzubringen, vergleichsweise gering und folgt wiederum der oben umrissenen Logik. Am höchsten ist die Aufnahmebereitschaft gegenüber Familienmitgliedern und Freunden. Es folgen Personen, die man bereits kennt, also beispielsweise Nachbarn. Nur wenn die Not groß ist, würden Fremde aufgenommen werden – vorrangig allerdings Frauen und Familien mit Kindern.

5.1.5 Nachbarschaft

Die Ausführungen zur Nachbarschaft unterscheiden sich erheblich und reflektieren in hohem Maße die Besonderheiten des jeweiligen Quartiers.

Bei den Beschreibungen der Thermometersiedlung wird insbesondere die Heterogenität der Bewohner hervorgehoben. In der Wahrnehmung der befragten über 65-Jährigen bilden „ausländische“ Nachbarn, namentlich Türken, Russen und Polen eine große distinkte Gruppe. Weitere Gruppen sind die Neuzugezogenen und Kinder und Jugendliche, die in der Siedlung Probleme bereiten. Abgesehen von einem Ehepaar, das erst kürzere Zeit in der Siedlung lebt und sich dort ausgesprochen unwohl fühlt, sehen die Befragten ihre Nachbarn und ihre Beziehungen zu ihnen positiv.

T8: *„Ich komme mit jedem gut zurecht, ich grüße Ausländer – für mich sind das alles Menschen. Also ich mach da keinen Unterschied.“*

T12: *„Wir haben sehr nette Nachbarn, eine nette türkische Familie mit drei Kindern.“*

T18: *„Also ist ganz o.k. Menschen sind alle dasselbe, egal welche Ethnie.“*

T19: *„Wir haben sehr viele ausländische Mitbürger...Aber allgemein gute Nachbarschaft.“*

Die beiden befragten älteren Frauen, die am Helmholtzplatz wohnen, beschreiben ihr Umfeld aus einem gewissen Abstand. Der Grund ist dessen massive Veränderung, der sichtbare Zuzug von jüngeren Menschen aus Westdeutschland („Wessis“), vor allem von Familien mit kleinen Kindern. Dennoch fühlt sich H4 nicht ausgegrenzt. Sie nimmt an den Hoffesten der Mieter teil und ihre feste Bezugsgruppe sind die Besucher der „Herbstlaube“, ein Nachbarschaftstreff der alteingesessenen Senioren. H18 trauert dagegen den alten Zeiten nach. *„Früher war das anders...“* Sie fühlt sich nicht integriert und hat nur einen engeren Kontakt in ihrem Mietshaus. Pakete für die Leute im Haus nimmt sie an, tut dies aber ungern.

Die befragten über 65-Jährigen Bewohner von *Lichterfelde West* leben in einem Umfeld, das sie als homogen empfinden. Abgesehen vom Alter unterscheiden sie sich wenig von den übrigen Bewohnern. Man kennt sich, grüßt sich und pflegt *„ein freundliches und selbständiges Miteinander“* (L14). Von gravierenden Veränderungsprozessen sind sie nicht betroffen. Dies unterscheidet sie von den älteren Bewohnern der Thermometersiedlung oder des Gebiets Helmholtzplatz, die aufgrund der Dynamik in ihrem Wohnumfeld zu distanzierten Beobachtern geworden sind, denen es in unterschiedlichem Maße gelingt, eine positive Beziehung zu den „neuen“ Bewohnern ihres Quartiers herzustellen. Ihnen sind wenige vertraute Bezugspunkte geblieben, die für sie von großer Wichtigkeit sind.

Es bleiben dann wenige vertraute Bezugspunkte von besonderer Wichtigkeit. Die älteren Menschen in Lichterfeld West haben es hier einfacher, da sie mit minimalen Veränderungsprozessen in ihrem direkten Umfeld konfrontiert sind.

5.1.6 Organisation der Selbsthilfe

- *Anlaufstellen*

Als für die Einrichtung von Anlaufstellen besonders geeignet sehen die Befragten über 65-Jährigen Kirchen und kirchliche Einrichtungen. Genannt werden allerdings auch andere Örtlichkeiten wie eine leer stehende Ladenzeile, ein S-Bahnhof mit Bürgertreff und Schulen genannt. Als Begründung wird angeführt, dass diese Orte

bekannt, zentral gelegen und gut erreichbar sind und hinreichend Platz bieten. Einige verbinden mit den vorgeschlagenen Orten positive Erfahrungen wie die, dass dort besonders freundliche Menschen tätig sind.

- *Personen*

Nur vier Interviewpartner wussten keine Antwort auf die Frage, wer im Fall einer Katastrophe besonders geeignet wäre, andere zur Mithilfe zu bewegen. Die übrigen benannten konkrete Personen, vier konnten sich sogar vorstellen, diese Rolle selbst zu übernehmen. (T16, L1, L2, L7) Was qualifiziert die genannten Personen? Sie sind als sozial engagiert und kompetent bekannt, sei es aufgrund ihrer ehrenamtlichen Tätigkeit etwa in einer Bürgerinitiative oder einem Nachbarschaftströdelmarkt, sei es aufgrund ihrer beruflichen Tätigkeit, beispielsweise als Pfarrer.

- *Kommunikationsmittel*

16 aus der Gruppe der über 65-Jährigen sehen die persönliche Ansprache, am besten durch eine bekannte Person, als bestes Mittel um die Quartiersbewohner zur Mithilfe zu bewegen. Jeder Dritte findet es gut bzw. besser, wenn diese persönliche Ansprache von einer Amtsperson käme – etwa von einem Polizeibeamten, Feuerwehrmann, Mitarbeiter des THW oder der Kirche. Erwartet wird, dass sich diese Personen ausweisen können, da eine bloße Uniform noch Beleg für deren „Echtheit“ sei.

Unterschiedlich sind die Einschätzungen zur Geeignetheit von Aushängen und Wurfzetteln für Briefkästen. Gleiches gilt für Lautsprecherdurchsagen, da diese möglicherweise nicht verstanden werden könnten.

5.2 Eltern mit Kindern unter 14 Jahre im Haushalt

In diese Gruppe fallen 10 Interviewpartner. Vier wohnen in der Thermometersiedlung, sechs um den Helmholtzplatz. Mit einer Ausnahme sind sie zwischen 20 und 40 Jahre alt.

Nur eine Person ist alleinerziehend. Alle anderen leben mit einem Partner oder Familienangehörigen zusammen. Über die Hälfte hat weitere Verwandte im Wohnumfeld.

Vier Befragte haben ein Kind, fünf ein zweites Kind und eine Interviewpartnerin hat drei Kinder.

5.2.1 Stromausfall: Erfahrungen und Befürchtungen

Die Erfahrungen mit Stromausfällen beschränken sich auf kurze Unterbrechungen ohne gravierende Folgen. Für den Fall eines anhaltenden Stromausfalls gilt die Sorge in erster Linie den Kindern. Insbesondere werden Probleme bei der Nahrungsvorsorgung befürchtet, wenn die Läden geschlossen sind, die Kühlung ausfällt und Kochen im eigenen Haushalt nicht mehr möglich ist. Auch der Ausfall der Heizung im Winter wird als bedrohlich eingestuft.

5.2.2 Vulnerabilität und Resilienz

Keine Person dieser Gruppe hat gesundheitliche Einschränkung thematisiert. Die Vulnerabilität erwächst in erster Linie aus der Anfälligkeit der Kinder für die Folgen eines Stromausfalls. Dies gilt besonders für die sechs Befragten, deren Kinder jünger als 3 Jahre sind.

Die Lebensmittelvorräte reichen bei sechs Befragten für längstens 3 Tage. Nur vier verfügen über größere Vorräte. Entsprechendes gilt für Getränke. Auch hier sind nach wenigen Tagen Engpässe zu erwarten. Insbesondere bei den Bewohnern des Helmholtzplatz sind geringe Vorräte weniger Folge enger Wohnungen oder geringer finanzieller Möglichkeiten als Ausdruck einer besonderen Wertschätzung frisch gekaufter und zubereiteter Lebensmittel.

Ein anhaltender Stromausfall würde diese Gruppe nicht nur deshalb unvorbereitet treffen, weil die Vorräte vergleichsweise gering sind, sondern auch, weil kaum Strategien zur Hand sind, um die Folgen abzufedern. Allein eine Befragte entwickelt eine Idee, wie Lebensmittel kühl gehalten werden könnten.

5.2.3 Hilfebedarf und -erwartung

Wägt man Vulnerabilitäts- und Resilienz Umstände gegeneinander ab, überwiegen bei den Eltern kleiner Kinder die erstgenannten. Gleichwohl würde die große Mehrzahl im Fall eines langen Stromausfalls mit ihren Kindern in Berlin bleiben und sieht einer solchen Situation mit einer gewissen Gelassenheit entgegen. Der Grund hierfür sind belastbare soziale Netzwerke im Wohnumfeld. Zu diesem Netzwerk gehören Familienangehörige wie Eltern und Geschwister, aber auch Nachbarn und Freunde. Zwischen Dienstleistungen, der Unterstützung mit Lebensmitteln, Getränken und anderen Gütern und einer Unterbringung im Fall der Unbewohnbarkeit der eigenen Wohnung wird dabei kaum differenziert. Man ist sich der Hilfe aus diesem Netzwerk gewiss, geht aber auch davon aus, dass gegenseitige Hilfeleistungen in Ausnahmesituationen selbstverständlich sind.

T14: *„Ich bin davon überzeugt, dass sich Menschen in so einer Situation helfen würden.“*

H6: *„Ich glaub, dass sich automatisch die Leute im Haus, auf der Straße auch gegenseitig helfen würden.“*

H13: *„Erwarten würde ich das [Hilfe] ganz ehrlich gesagt von allen Leuten, die mir zum Beispiel im Hausflur begegnen.“*

Die Bereitschaft, auch um Hilfe nachzufragen und beispielsweise bei Unbekannten zu klingeln, ist hoch. Eine Ausnahme bildet lediglich H15. Sie geht davon aus, dass in der Katastrophe kaum Hilfe zu erwarten wäre, da alle gleichermaßen mit den Folgen zu kämpfen hätten.

5.2.4 Hilfebereitschaft

Die Befragten begreifen sich als Teil des Systems gegenseitiger Hilfe und sind in hohem Maße zu Hilfeleistungen für andere bereit. Allerdings steht für sie das Wohl der eigenen Kinder an erster Stelle.

H13: *„Also am Wichtigsten ist für mich, dass mein Kind zu essen hat. Alles, was für sie essbar ist, würd ich bunkern.“*

T14 relativiert diese Position, denn er würde andere Kinder nicht verhungern lassen: *„Da müssen meine Kinder halt etwas weniger essen“.*

Am größten ist die Hilfebereitschaft gegenüber Verwandten, Freunden und Bekannten. Haben diese eigene Kinder, empfinden die Befragten eine gewisse Hilfeverpflichtung. Deutlich zurückhaltender ist man gegenüber Fremden. Die Bereitschaft zu helfen wird hier an eine besondere Hilfebedürftigkeit gekoppelt. Und obgleich diese Gruppe davon ausgeht, gewissermaßen von allen Seiten Hilfe zu erhalten, scheint sie selbst einen Anstoß zur Hilfeleistung zu benötigen.

H5: *„Klar, wenn ich gefragt werde....“*

H13: *„Ich glaube, ich würde von mir aus nichts anbieten, aber wenn die Nachbarn kommen würden....“*

H15: *„Ich würd dem was geben, der fragt. Zuerst der Familie, dann Freunden und Bekannten...“*

In einem Dilemma befinden sich Eltern, die im Rahmen ihrer Berufstätigkeit zur Bewältigung der Folgen eines Stromausfalls beitragen können und gewissermaßen in ihrer beruflichen Rolle zur Hilfeleistung aufgerufen sind. Sie stehen vor der Frage, ob sie zu Haus bleiben und ihre Kinder versorgen oder ihren Arbeitsplatz aufsuchen. Für drei Befragte, eine Krankenschwester und zwei Erzieherinnen, hätte der Arbeitsplatz Vorrang. Die Kinder würden dann durch den Partner versorgt oder zur Arbeit mitgenommen werden.

5.2.5 Nachbarschaft

Kinder bringen Erwachsene zusammen. In der Thermometersiedlung wie um den Helmholzplatz kommen Eltern auf dem Spielplatz, in der Kita oder in der Schule in Kontakt mit anderen Eltern. Man tauscht sich aus, hat gemeinsame Interessen, unterstützt sich bei der Kinderbetreuung und die daraus entstehenden Beziehungen haben nicht selten Bestand.

T3: *„Ich denke schon, dass die Kommunikation einfach durch die Kitas und Schulen, die hier sind, entsteht. Und durch die vielen Spielplätze und den Kieztreff hat man halt automatisch so eine andere Verbindung.“*

H5: *„Im Helmholtzkiez gibt es durch die Kinder Beziehungen.“*

H6: *„Seit unser Kind da ist, haben wir mehr Kontakt. ... Mit einem Kind bewegt man sich mehr in der Öffentlichkeit und deshalb entstehen mehr Gelegenheiten zur Begegnung als bei voll Berufstätigen.“*

Aber Kinder überbrücken nicht oder nur selten soziale Schranken. So führt beispielsweise T14 aus, dass Eltern, die sich zu der Mittelschicht zählen, ihre Kinder nicht mit den Kindern der sozial Schwächeren spielen lassen.

5.2.6 Organisation der Selbsthilfe

- *Anlaufstellen*

Es werden bekannte Orte genannt und bekannt sind Orte, die im Alltag dieser Eltern einen hohen Stellenwert haben: Schulen und Jugendfreizeiteinrichtungen. Hohe Bekanntheit und eine zentrale Lage sind die wichtigsten Kriterien. Zusätzlich sollte Platz für Zusammenkünfte vorhanden sein.

- *Personen*

Eine koordinierende und aktivierende Funktion wird Personen zugetraut, die bereits als hilfsbereit und engagiert aufgefallen sind: ein Mitarbeiter einer sozialen Einrichtung, ein besonders freundlicher Nachbar oder – immerhin von vier Befragten – der Hausmeister.

Die Wirkung von Polizeibeamten und Feuerwehrleuten wird unterschiedlich beurteilt. Einerseits wird befürchtet, dass Bereitschaft zur Selbsthilfe zurückgehen könnte, andererseits wird auf die aktivierende Wirkung der Uniform gesetzt.

T3: „*Da ist jemand vom Staat, der muss helfen, nicht ich.*“

H6: „*Jemand mit Uniform macht mehr Eindruck ...*“

5.3 Unter 40-Jährige in Einpersonenhaushalten und Wohngemeinschaften

Von den Befragten sind zehn jünger als 40 Jahre und leben allein oder in einer Wohngemeinschaft. Sieben sind weiblich, drei männlich. Acht wohnen im Gebiet Helmholtzplatz, zwei in der Thermometersiedlung. Sie sind mehrheitlich berufstätig. Einige studieren bzw. befinden sich in Ausbildung. Keiner berichtet von Personen im Umfeld, die im Fall eines Stromausfalls oder einer anderen Krisensituation versorgt werden müsste. Diese wenigen Daten lassen erkennen, dass es sich hier um eine Personengruppe handelt, zu deren Lebensstil ein hohes Maß an Autonomie gehört und die in ihrem Alltag kaum in verpflichtende soziale Strukturen eingebunden sind. Aufgrund des Erkenntnisinteresses des Projekts stellt sich die Frage, ob dieser Lebensstil mit spezifischen Positionen zum Hilfebedarf und zur Hilfebereitschaft einhergeht.

5.3.1 Stromausfall: Erfahrungen und Befürchtungen

Acht Personen können sich an kurze, maximal 3-stündige Stromausfälle erinnern, die ohne Folgen geblieben sind, sieht man von dem Ausfall technischer Geräte wie Kühlschränke, Telefon und Boiler ab. „*Dass man nur kaltes Wasser hatte, war eigentlich so das Schlimmste.*“ (T6)

Den Befragten ist allerdings sehr bewusst, dass die Folgen eines langen Stromausfalls wesentlich einschneidender sein würden. Als besonders problematisch sehen sie die Einschränkung der Wasser- und Lebensmittelversorgung sowie den Ausfall des Internets. H3 wäre davon auch unmittelbar beruflich betroffen. Er ist Websei-

tenbetreiber. Zudem könnte er mit seinen Freunden, die über Berlin verstreut leben, nicht mehr in Kontakt treten. Das wäre für ihn *„ein riesiges Problem“*. Ähnlich sieht dies H9: *„Wahrscheinlich ist es das Schlimmste von allem, wenn man gar keine Kommunikationsmöglichkeit mehr hat.“*

5.3.2 Vulnerabilität und Resilienz

Mit einer Ausnahme sind die Lebensmittel- und Getränkevorräte gering und würden auch bei einer starken Einschränkung des Verbrauchs kaum für eine Woche ausreichen. Wie schon bei den Befragten mit Kindern, ist diese geringe Neigung zur Vorratshaltung Ausdruck eines Lebensstils. Lebensmittelgeschäfte mit langen Öffnungszeiten sind vor Ort und man kann sich ohne großen Aufwand täglich das besorgen, was benötigt wird.

H2: *„Meine Vorräte reichen einen halben Tag. Weil ich bin nicht jemand, der auf Vorrat lebt, sondern ich habe mich bewusst für diesen Ort entschieden, weil hier alles sehr nah ist, hier alles verfügbar ist.“*

H7: *„Hab nicht viel Vorräte, Penny ist ja direkt um die Ecke.“*

Auch Gegenstände, die bei einem Stromausfall nützlich wären, wie ein Gaskocher mit Reservekartusche oder ein batteriebetriebenes Radio, sind nur bei wenigen vorhanden. Lediglich Kerzen sind in den Haushalten vorrätig.

Trotz fehlender Vorräte und technischer Hilfemittel ist bei dieser Gruppe nicht von einer erhöhten Vulnerabilität auszugehen. Es bestehen keine gesundheitlichen Einschränkungen und Kinder oder kranke Angehörige müssen nicht versorgt werden. Insofern handelt es sich um eine vergleichsweise mobile Gruppe, die in der Lage wäre, an anderen Orten vorhandene Ressourcen zu nutzen.

5.3.3 Hilfebedarf und -erwartung

Die Vernetzung in das Wohnumfeld ist vergleichsweise gering. Von daher sind es Freunde, auf die man sich im Krisen- und Katastrophenfall verlässt, von denen man erwartet, dass sie einen ins Krankenhaus fahren oder bei sich aufnehmen. Dass man auch bei Nachbarn um Hilfe nachfragen würde, steht dazu nicht im Widerspruch. Die Beziehung zu ihnen ist weder schlecht noch belastet – sie findet lediglich im regulären Alltag nicht statt.

H2: *„Ich kenne die Leute nicht, aber ich weiß, dass wenn ich klingeln würde und Hilfe bräuchte, dann würd da was gehen.“*

5.3.4 Hilfbereitschaft

Die Bereitschaft anderen zu helfen ist grundsätzlich hoch. Aber wenn es zur Abgabe knapper Güter kommt und Hilfeleistungen zu einer Verschlechterung der eigenen Ressourcenlage führen, erfolgt eine Priorisierung nach klaren Regeln.

Im Freundeskreis und in der Familie lässt man niemanden hängen. Hier ist man ohne weiteres bereit, mit Dienstleistungen zu helfen, Lebensmittel und Getränke abzugeben und die eigene Wohnung zu teilen.

H19: *„Also ich würde helfen, auf jeden Fall, aber wenn Lebensmittelknappheit ausbricht, würd ich glaub ich nur meinem Freund und meiner Familie probieren zu helfen.“*

H14: *„Ich würde materielle Dinge abgeben erst mal im engeren Kreis.“*

Für Nachbarn würde man in erster Linie etwas tun, d.h. eine Dienstleistung erbringen, die zeitlich begrenzt und überschaubar ist.

H9: *„Es kommt darauf an, wie gefragt wird; bei Nachbarn und Leuten aus dem Haus ist helfen kein Problem, bei Obdachlosen schon eher...“*

Unabhängig von dieser Priorisierung nach sozialer Nähe steigt die Hilfebereitschaft, wenn sich die Personen, die in Notlage sind, nicht selber helfen können. Dies träfe beispielsweise bei Kindern und alten Menschen zu. Förderlich ist auch das Gefühl von Sympathie, welches als Äquivalent für Nähe, als Emotion gesehen werden kann, die Fremdheit überbrückt.

H10: *„Also es wäre schon besser, wenn ich die Leute besser kenne, aber ich denke, in so einer Notsituation muss man sich schon ein bisschen aushelfen. Ich würde auch Familien aufnehmen, die ich nicht kenne.“*

Auch bei der Frage, ob man im Katastrophenfall seinen Arbeitsplatz aufsuchen würde, zeigt sich die grundsätzlich hohe Hilfebereitschaft. Soweit möglich und insbesondere dann, wenn in einer solchen Situation andere in hohem Maße auf Hilfe angewiesen sind, würde man zur Arbeit gehen.

T13 (Altenpflegerin): *„Die alten Leute sind auf uns angewiesen. D.h. die müssen aufs Klo, die müssen gepflegt werden, oder zumindest die Grundversorgung muss da sein. Und dadurch, dass viele keine Angehörigen haben, sind wir halt die Nummer Eins, die für sie da sind.“*

5.3.5 Nachbarschaft

Das Urteil über die Hausgemeinschaft und die Nachbarschaft ist generell positiv.

H15: *„Sehr angenehme Nachbarschaft...noch nie ist negativ was gewesen.“*

H20: *„Mein Haus find ich schon ganz angenehm.“*

T6: *„...für son Plattensiedlungsding find ich das schon ganz cool hier, auf jeden Fall.“*

T13: *„Der Zusammenhalt im Haus ist mehr als gut.“*

Dennoch bleibt das Verhältnis zu Nachbarn vielfach distanziert, denn die Gruppe der unter 40-Jährigen, die ohne „Anhang“ lebt, verbringt viel Zeit außerhalb der Wohnungen. Entsprechend reduziert sind die Berührungspunkte mit Nachbarn. Man tauscht Gefälligkeiten aus wie das Annehmen von Paketen, aber tiefere Kontakte kommen nur vereinzelt zustande.

H9: *„Ist recht familiär; man grüßt alle hier – aber wirklich kennen tue ich gar keinen; typisch Berlin, da legen auch viele Wert auf diese Anonymität.“*

H7: *„Man grüßt sich und das war's – relativ anonym.“*

Der Lebensstil dieser Gruppe fördert Anonymität, aber er erfordert auch ein gewisses Maß an Anonymität und entsprechend beschäftigt einzelne Befragte die Herstellung der notwendigen Distanz zu den Nachbarn.

H2: *„Ich glaube, es kommt immer darauf an, wie man mit den Nachbarn umgeht....Man kann sehr anonym sein, wenn man es möchte.“*

H14: *„Also man will jetzt nicht alles teilen oder ständig die Leute bei sich in der Wohnung haben von der Nachbarschaft.“*

Möglicherweise, weil Befragten dieser Gruppe an einer guten nachbarschaftlichen Atmosphäre gelegen ist, ohne sich zu tief in nachbarschaftlichen Beziehungen zu verstricken, beschreiben sie in den Interviews differenziert Umstände, die aus ihrer Sicht eine positive Wirkung auf Nachbarschaft haben. Genannt werden die Ruhe der ländlichen Umgebung der Thermometersiedlung, ein verbindendes Erlebnis wie der Kellerbrand in der Celsiusstr. 36, ein Concierge mit hoher sozialer Kompetenz, eine Grundhöflichkeit der Mieter im Umgang miteinander, die Schaffung von Gemeinschaftsflächen wie einen Mieterhof, Nachbarschaftstreffen und Sommerfeste.

5.3.6 Organisation der Selbsthilfe

- *Anlaufstellen*

Auch die Befragten dieser Gruppe nennen recht unterschiedliche Orte für die Einrichtung von Anlaufstellen. Neben anderen werden Kirche, Kneipe, Supermarkt, Nachbarschaftstreff und Schule genannt. Trotz dieser Vielfalt besteht Einigkeit bei den Auswahlkriterien. Ein Ort ist geeignet, wenn er im Alltag frequentiert wird und daher vielen bekannt ist und darüber hinaus zentral liegt.

- *Personen*

Da die Kontakte in die Nachbarschaft gut aber nicht intensiv sind, tun sich die Befragten dieser Gruppe vergleichsweise schwer, konkrete Personen zu benennen, die geeignet wären die Selbsthilfe anzustoßen und zu organisieren. Zwei Befragte benennen sich selbst.

Bei den Antworten auf die Frage, ob Amtspersonen aktiv werden sollten, kommt eine gewisse Skepsis zum Ausdruck. Sie reichen von *„das wäre mir relativ egal“* (H10), über Polizei und Feuerwehr hätten doch bestimmt Dringenderes zu tun (T13) bis das *„würde mich einschüchtern“* (H20) und das wäre *„echt too much“* (H19).

- *Kommunikationsmittel*

Die Antworten auf die Frage nach dem Medium, das geeignet wäre, die Menschen im Quartier für die Selbsthilfe zu gewinnen, sind eindeutig. Der persönlichen Ansprache durch eine bekannte Person werden die größten Chancen gegeben. Kom-

munikationsmittel wie Wurfzettel für Briefkästen, Aushänge oder Lautsprecherdurchsagen werden als deutlich weniger wirksam beurteilt.

5.4 Personen mit Migrationshintergrund

In Anlehnung an die im Zensus 2011 verwendete Definition¹ sind Personen mit Migrationshintergrund in Deutschland lebende Ausländer/-innen, nach 1955 auf das heutige Gebiet der Bundesrepublik Deutschland zugewanderte Deutschen sowie alle Deutschen mit zumindest einem nach 1955 auf das heutige Gebiet der Bundesrepublik Deutschland zugewanderten Elternteil. Nach dieser Definition besteht bei fünf Befragten ein Migrationshintergrund. Nicht geprüft wurde, ob unter den älteren deutschen Befragten Spätaussiedler sind, die nach dieser Definition ebenfalls als Migranten zu bezeichnen wären.

Die fünf befragten Migrantinnen und Migranten wohnen ausnahmslos in der Thermometersiedlung (T3, T5, T7, T14, T18), dem Untersuchungsgebiet mit dem mit Abstand höchsten Anteil migrantischer Bevölkerung. Es überwiegt ein türkischer bzw. kurdischer Migrationshintergrund. Vier der fünf Befragten mit Migrationshintergrund sind zwischen 20 und 40 Jahre alt. Nur T18 ist über 60 Jahre und lebt als einziger alleine. Zudem ist seine Gesundheit angeschlagen. Die übrigen teilen die Wohnung mit zumindest einem weiteren Familienmitglied. Die Konstellationen des Zusammenlebens sind im Vergleich mit den Befragten ohne Migrationshintergrund recht variabel. T3 lebt mit Ehemann, zwei Kindern und der Mutter zusammen. T5 ist bereits über 30 Jahre alt und wohnt mit einem Bruder und einer Schwester bei seinem Vater. Seine Arbeitslosigkeit dürfte ein Grund hierfür sein.

5.4.1 Vulnerabilität und Resilienz

Bei der Bevorratung mit Lebensmitteln sind die Unterschiede zwischen den Befragten groß. Die in der Wohnung vorhandenen Lebensmittel und Getränke würden von 1 bis 2 Tage bis zu 2 Wochen reichen. Nicht anders als in „deutschen“ Haushalten, sind Kerzen, Taschenlampen und Batterien in begrenztem Umfang vorrätig. Generell sind zu den Punkten Vulnerabilität und Resilienz keine Besonderheiten erkennbar, die auf das gemeinsame Merkmal „Migrationshintergrund“ zurückgeführt werden könnten.

5.4.2 Hilfebedarf und -erwartungen

Die Befragten mit Migrationshintergrund sind sich mit Ausnahme von T18 sicher, dass sie im Katastrophenfall Hilfe von anderen erhalten würden. Für sie ist die gegenseitige Hilfe eine Selbstverständlichkeit und diese Überzeugung wurde durch eine Vielzahl positiver Erfahrungen in der zurückliegenden Zeit gestärkt.

1 https://www.bamf.de/DE/Service/Left/Glossary/_function/glossar.html?lv3=3198544&lv2=1364186
(2. 8.2015)

T14: *„Hilfe erwarte ich generell von allen Menschen, die die Kraft dazu haben, mir zu helfen, vor allem von meinen Bekannten, die ich seit 30 Jahren kenne.“*

Diese positive Erwartung erstreckt sich auf alle Bereiche: Man ist sich sicher die erforderliche materielle und immaterielle Hilfe zu erhalten und im Bedarfsfall bei Verwandten, Freunden oder auch Nachbarn unterzukommen.

Bei T7, T14 und T18 wohnen Familienangehörige entweder in der Siedlung oder im näheren Umfeld der Siedlung. T3 und T5 teilen die Wohnung mit Familienangehörigen. Familiäre Netzwerke sind somit für alle Befragten sehr präsent und haben eine hohe Bedeutung bezüglich der Erwartung der Leistung von Hilfe im Krisen- und Katastrophenfall. Es ist aber kein Rückzug auf die Familie zu beobachten, denn die Befragten (T18 ausgenommen) berichten von starken Freundschaften und guten Bekanntschaften in der Siedlung.

5.4.3 Hilfbereitschaft

Die Bereitschaft, anderen zu helfen, ist groß und erstreckt sich auf alle Hilfebereiche. Allerdings haben auch bei dieser Gruppe die bereits näher beschriebenen Hilferregeln Gültigkeit. Familienangehörige und Freunde haben einen Vorrang. Entfernteren Personen und Fremden wird dann geholfen, wenn die Hilfebedürftigkeit hoch ist.

T3: *„Wenn Hilfebedürftige vor der Tür stehen, helf ich auf jeden Fall.“*

Zudem gilt das Prinzip der Gegenseitigkeit: Wer Hilfe annimmt, sollte nach Möglichkeit auch anderen helfen. T3 ist Krankenschwester und diagnostiziert bei sich ein Helfersyndrom. Als einzige begründet sie ihre hohe Hilfbereitschaft mit einem moralischen bzw. religiösen Imperativ: *„Das, was man hat, teilt man natürlich auch, besonders in Krisensituationen.“* Sie ist es auch, die trotz ihrer zwei Kinder im Krisen- oder Katastrophenfall ihre Arbeitsstelle aufsuchen würde.

5.4.4 Nachbarschaft

Die nachbarschaftlichen Beziehungen werden tendenziell positiv beurteilt. Als Mütter und Väter haben sie viel Zeit auf Spielplätzen verbracht, in den Kitas und Schulen haben sich weitere Anknüpfungspunkte ergeben. Formulierungen wie *„man kennt sich, man grüßt sich“* stehen für diese recht solide soziale Etablierung.

Aus dem Kreis der Befragten fühlt sich niemand aufgrund der ethnischen Herkunft ausgegrenzt und ethnische Unterschiede spielen bei dem weithin praktizierten Austausch von Gefälligkeiten keine Rolle. Pakete werden gegenseitig angenommen und älteren Menschen wird beim Tragen schwerer Taschen geholfen.

T3 sieht den Status quo durchaus positiv, befürchtet aber eine soziale Unterschichtung. Aufgrund der vergleichsweise günstigen Mieten würden Sozialhilfeempfänger und Migranten mit geringen Deutschkenntnissen in die Siedlung strömen. Dadurch ginge der für eine *„gesunde Mischung“* notwendige Anteil von Arbeitenden und Erwerbstätigen verloren. Dies sei eine Gefahr für den sozialen Zusammenhalt.

Auch T14 sieht negative Auswirkungen: *„Den Leuten geht es nicht wirklich gut hier. Die haben alle wenig Geld und da hat man nun mal andere Probleme. Wir haben 80-90% Hartz-IV Empfänger. Wenn ich andauernd Probleme hab, jeden Cent umdrehen muss....dann kann ich auch nicht immer wirklich lebensfroh sein.“*

5.4.5 Organisation der Selbsthilfe

- *Anlaufstellen*

Auch aus dieser Gruppe werden recht unterschiedliche Orte für die Einrichtung von Anlaufstellen vorgeschlagen. Ihnen gemeinsam sind eine zentrale Lage, ihre gute Erreichbarkeit und ihre hohe Bekanntheit.

- *Personen*

Vergleichbares gilt für die Personen, denen zugetraut wird, im Krisen- und Katastrophenfall die Nachbarschaftshilfe zu stärken und zu organisieren. Sie leben schon lange in der Siedlung, sind vielen bekannt, gelten als freundlich und haben ihre Hilfsbereitschaft bereits praktisch unter Beweis gestellt.

T3 ist der Ansicht, dass Amtspersonen, beispielsweise Polizeibeamte und Feuerwehrmänner, diese Aufgabe nicht übernehmen sollten, denn sie befürchtet einen Rückgang der Hilfsbereitschaft. Die Leute würden denken „... *da ist jemand vom Staat und der muss helfen, nicht ich!*“ T14 ist allerdings gegenteiliger Ansicht.

- *Kommunikationsmittel*

Die Befragten dieser Gruppe sind sich einig, dass die persönliche Ansprache durch eine ihnen bekannte Person der beste Weg ist, um die Bewohner der Thermometersiedlung in einer Notlage dazu zu bringen, sich gegenseitig zu helfen.

6 Auswertung der Interviews nach Wohnquartieren

In Kapitel 5 wurden die Ergebnisse der gruppenbezogenen Auswertung des Interviewmaterials vorgestellt und erörtert. Die Gruppen wurden nach Variablen wie Alter oder Wohnsituation in der Annahme gebildet, dass gemeinsame äußere Merkmale mit spezifischen Haltungen und Handlungen und auch Resilienz- und Vulnerabilitäts Umständen korrelieren. In diesem Auswertungsschritt bleiben Gruppen Aggregationen von Individuen mit gemeinsamen Eigenschaften und sie sind somit statistisch definiert.

Dieser individualisierte Blick ist intuitiv richtig, denn Menschen denken, bewerten, empfinden und handeln individuell. Aber diese Prozesse sind zugleich überindividuell, da sie sich stets auf andere beziehen, an den Erwartungen anderer orientieren und durch diese beeinflusst werden. Unterschiedliche soziale Situationen oder Settings fordern, ermöglichen und stabilisieren unterschiedliches Handeln und Verhalten. Hierzu ein Beispiel: Über 65-Jährige verbinden gewisse körperliche Einschränkungen und der Umstand, dass sie nicht mehr (voll) berufstätig sind. Sehr unterschiedlich können jedoch ihr Status und die Qualität ihrer sozialen Vernetzung sein, da diese Größen erheblich durch ihr soziales Umfeld geprägt sind.

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen ist es erforderlich, das Interviewmaterial in einem zweiten Schritt nach unterschiedlichen sozialen Umfeldern, nach Wohnquartieren oder Nachbarschaften auszuwerten.

6.1 *Thermometersiedlung*

Die 20 Befragten aus der Thermometersiedlung sind zu gleichen Anteilen weiblich und männlich. Das Alter der Männer reicht von 31 bis 81, das der Frauen von 17 bis 85. Sieben Befragte leben allein, haben jedoch ganz überwiegend „Familie“ oder andere soziale nahe Personen im Umfeld.

Mit einer Ausnahme leben die Befragten bereits lange in der Siedlung, manche sind bereits dort aufgewachsen, andere sind dort alt geworden. Von den 20 Befragten leben 19 in dem bereits erwähnten Punkthochhaus Celsiusstraße 56.

6.1.1 Nachbarschaftsstruktur

Die Siedlung wurde in den frühen 1970er Jahren und damit vor über 40 Jahren bezogen. Die erste Mietergeneration – im Laufe der Jahre ausgedünnt – ist inzwischen im Rentenalter. Jüngere sind zugezogen. Die Haushaltseinkommen liegen deutlich unter dem Berliner Durchschnitt. Der Anteil der Bewohner, die Transferleistungen beziehen, ist hoch. Die Bevölkerung hat eine hohe ethnische Diversität. Die gesundheitlichen und sozialen Belastungen sind vergleichsweise stark. Es überwiegen Milieus der unteren Mitte bzw. der Unterschicht.

Aus der Sicht der befragten Bewohner sind drei Gruppen in der Siedlung besonders präsent: Alte, Familien mit Kindern und Migranten.

Alte: Etwa jeder vierte Bewohner ist 65 Jahre oder älter. Viele von diesen lebensälteren Bewohnern zählen zum Urgestein der Siedlung. Sie sind tendenziell gut ver-

netzt und einige dieser Älteren haben sich über Jahre hinweg ehrenamtlich engagiert. Die in der Siedlung verankerten Älteren bilden eine Kerngruppe. Sie sind sichtbar und prägen die Atmosphäre in der Siedlung. Die Jüngeren sehen und schätzen diesen Einfluss der Älteren überwiegend.

21. Etage	T 11		
20. Etage			
19. Etage	T 12		
18. Etage			
17. Etage	T 19		
16. Etage	T 16		
15. Etage	T 12	T 13	T 17
14. Etage			
13. Etage			
12. Etage	T 10		
11. Etage	T 1		
10. Etage	T 8		
9. Etage			
8. Etage			
7. Etage	T 4	T 14	
6. Etage	T 3	T 6	
5. Etage			
4. Etage	T 2	T 5	
3. Etage			
2. Etage	T 7		
1. Etage	T 18		
Hochparterre	T 20		

Abbildung 11: Befragte Bewohnerinnen und Bewohner des Hauses Celsiusstraße 56

Im Vergleich zu „besseren“ Quartieren wie Lichterfelde West, ist der gesundheitliche Zustand der Lebensälteren der Thermometersiedlung schlecht. Sie sind durch Herzinfarkte, Rücken- und Kreislaufprobleme, neurologische Erkrankungen und Suchtprobleme belastet oder durch eine geringe psychische Belastbarkeit eingeschränkt. Einige benötigen Mobilitätshilfen. Mehrere haben den Status „schwerbehindert“.

Familien mit Kindern: In der Siedlung befinden sich Kitas und eine Schule, Spielplätze und Freizeitangebote. Familien mit kleineren Kindern finden somit ein mehr oder weniger vollständiges Angebot vor Ort. Dieser Umstand macht sie präsent.

Migranten: Fast sieben von zehn Bewohnern haben einen Migrationshintergrund. Bei den jüngeren Bewohnern ist dieser Anteil noch höher und gerade Familien mit kleineren Kindern haben oft einen Migrationshintergrund. Dieses Merkmal hat allerdings im Alltag der Bewohner der Siedlung keine

größere Relevanz. Sie unterscheiden nicht zwischen „Nichtmigranten“ und „Migranten“, sondern zwischen unterschiedlichen ethnischen Gruppen: „Türken“, „Arabern“, „Russen“, „Polen“ oder „Afrikaner“. Das Verhältnis zwischen diesen Gruppen wird generell als gut beschrieben. Probleme gibt es mit einzelnen Personen oder Familien. So erleben ältere Deutsche manche „Ausländer“ als schwer zugänglich. Für T19 ist beispielsweise befremdlich, dass manche „ausländischen Mitbürger eine

andere Vorstellung vom Zusammensein“ haben und berichtet von folgender Erfahrung: Kindern aus der Siedlung sei angeboten worden, zum Treffen der Kirchengemeinde zu kommen und dort Kuchen zu essen. Sie hätten aber den Raum nicht betreten wollen, weil dort ein Kreuz gehangen hat. T19 zieht aber keine pauschale Verbindung zwischen Rückzug und muslimischen Glauben: *„Es gibt auch polnische Gruppen, die sind katholisch und die wollen nicht unbedingt mit uns.“*

Darüber hinaus werden von den Befragten drei Gruppen schlecht integrierter Bewohner beschrieben: Bewohner der Siedlung, die über eine höhere Bildung und ein besseres Einkommen verfügen. Aus der Sicht der Befragten suchen diese von sich aus kaum den Kontakt zu den anderen Bewohnern. Eine kleine, aber problematische Gruppe sind Bewohner mit Alkohol- und Drogenproblemen, die eher ausgegrenzt sind. So sagt T3: *„von diesen Leuten nimmt man Abstand“*. T5 berichtet von einem Alkoholiker im Hochhaus, der immer so rumschreien würde, dass wohl kaum jemand bereit sei, ihm zu helfen. Und T11 nennt die drogenkonsumierenden Jugendlichen, die *„so ein bisschen für sich sind“*. Eine dritte Gruppe bilden Bewohner, deren Verhalten *„etwas eigenartig“* ist (T12, T13). Diese Personen, die häufig psychische Probleme haben dürften, werden als zurückgezogen (T6, T12, T13) und zurückweisend beschrieben.

T6: „Naja, es gibt ja viele, denk ich mal. Natürlich gibt es viele, die hier nicht so mitmachen, weil sie ihr eigenes Ding vielleicht machen. Die vielleicht hierhergezogen sind, aber ihre sozialen Kontakte woanders haben oder so, dass sie gar nicht Bescheid wissen hier...bestimmt, wenn man nicht beschäftigen will damit oder muss, weil man keine Kinder hat z.B.“

6.1.2 Nachbarschaftsbeziehungen

Mehrheitlich wird das nachbarschaftliche Klima in der Siedlung und insbesondere im Haus Celsiusstraße 56 als positiv oder sogar sehr positiv beschrieben.

T5: „Ist wirklich ne Siedlung. Hier kennt man 80-90% der Leute. Ist relativ entspannt, gute Nachbarschaft.“

T7: „Also ist schon ein guter Zusammenhang, ca. 95%.“

T16: „Nachbarschaft im Haus ist relativ harmonisch. Auf meiner Etage ist ein guter Zusammenhalt.“

T20: „Man kennt sich sehr gut. Hier kennt jeder jeden, ist wie ein kleines Dorf.“

T13: „Man kennt sich halt, man sieht sich, läuft sich über den Weg und so und hat oft schon gute Gespräche geführt und da weiß ich auf jeden Fall, dass wir als Haus zusammenhalten werden. Der Zusammenhalt im Haus ist mehr als gut.“

Was sind die Gründe für diese guten Nachbarschaftsbeziehungen? Die in den Interviews entwickelten Erklärungen sind vielfältig, lassen sich jedoch zu einem quartier-spezifischen Profil verdichten.

- *Schulische und soziale Infrastruktur*

Als förderlich wird in vielen Interviews die gute Infrastruktur in der Thermometersiedlung genannt. Schulen, Kindertagesstätten, Spielplätze usw. sind vor Ort und vernetzen Eltern mit Kindern. Man lernt sich kennen, kommuniziert, unterstützt sich bei der Kinderbetreuung und insbesondere die Mütter kleinerer Kinder fühlen sich als Teil einer Gemeinschaft.

T2: *„Ich denke schon, dass die Kommunikation einfach durch die Kitas und Schulen, die hier sind und durch die vielen Spielplätze und Kieztreff hat man halt automatisch so eine andere Verbindung...man kommt dadurch einfach mehr in Kontakt und hilft sich automatisch gegenseitig.“*

T2: *„Wenn einer guckt, dann guckt der auf alle Kinder. Und meistens ist es auch dann wirklich so, dass man sagt ‚Sind unsere Kinder alle da?‘...Also ich weiß genau, wenn ich meine Kinder allein runterlasse zum Spielen, da wird es schon irgendwen geben, der ein Auge draufhat.“*

Zu der gemeinschaftsfördernden Infrastruktur werden auch Nachbarschaftseinrichtungen wie der Kieztreff und der Bus-Stop gezählt, die einerseits als Anlaufstelle fungieren aber auch nichtkommerzielle Freizeitaktivitäten für Kinder und Jugendliche sowie Fördermaßnahmen wie Mentoren Programme für Jugendliche mit Migrationshintergrund anbieten. Auch die Kirchengemeinden haben offene Angebote, die allerdings nur von einem Teil der Bewohner wahr- und angenommen werden.

- *Gemeinsame Erfahrungen und das Erleben von Selbstwirksamkeit*

In den Interviews mit den Bewohnern der Celsiusstraße 56 wird häufig auf den bereits erwähnten Kellerbrand Bezug genommen. Sie verbinden damit die gemeinsame Bewältigung einer kritischen Situation und diese Erfahrung hat dazu geführt, dass seither Probleme im Haus stärker gemeinschaftlich angegangen wurden. T13 berichtet beispielsweise von 'schwierigen Kindern' und der Vermüllung von Außenbereichen. Eine Verbesserung sei dadurch erreicht worden, dass man Geld gesammelt und diesen Kindern für jeden Sack eingesammelten Mülls einen kleineren Betrag ausgezahlt habe. Ein weiteres Beispiel ist der offensive Umgang mit einer Gruppe krimineller Jugendlicher. Man habe die Polizei eingeschaltet und nach einigen Festnahmen habe sich die Situation beruhigt. Man könne sich wieder angstfrei – auch abends – in der Siedlung bewegen (T1).¹

- *Soziale Kontrolle und Hilfe durch professionelle Akteure*

Im Foyer Bereich des Hauses Celsiusstraße 56 versieht ein Concierge seinen Dienst. Er ist Mitarbeiter eines Sicherheitsdienstleisters und trägt aus der Sicht der Befragten in hohem Maße zu dem positiven „Klima“ im Haus bei. Er wird auch persönlich sehr geschätzt und ist selbst für Mieter, die eher zurückgezogen leben, eine wichti-

1 Jugenddelinquenz und –kriminalität sind in der Siedlung immer wieder zu einem Problem geworden. Sporadisch sind Jugendcliquen mit ansatzweise verfestigten Strukturen in Erscheinung getreten.

ge Bezugsperson. Mehrere Befragte gehen ausführlich auf seine Rolle und Person ein.

T19: *„Der Concierge, der nimmt Pakete an und sowas alles. Der ist ansprechbar, den kann man alles fragen. Der hat Dienst von 11.00 – 19.00. In der Zeit ist der für alles ansprechbar und er ist ein sehr Netter.“*

T17: *„Wir hatten es hier schon sehr schlecht, viel Zerstörung. Aber jetzt haben wir einen Concierge. Nachts kommt auch immer wieder Kontrolle.“*

T13: *„Der Concierge, mit dem man sehr offen reden kann und der für alles zur Verfügung steht und man sich auch öfters über den Weg läuft; die Menschen laufen nicht einfach vorbei. Da geht's dann schnell mal, dass wir so zu sechs da unten stehen und in'ner großen Runde reden.“*

Aus der Sicht der Bewohner ist der Concierge so etwas wie ein guter Geist: Freundlich aber zuverlässig kontrolliert der den Zutritt zu dem Gebäude, er kommuniziert in alle Richtungen, er gibt und organisiert Hilfe. Am Beispiel dieses Concierge wird zweierlei deutlich. Bei der Beurteilung der Nachbarschaft wird an objektiven Merkmalen angesetzt und es ist im positiven Sinn bedeutsam, dass Störungen abgestellt oder Pakete angenommen werden. Nicht weniger wichtig sind jedoch die atmosphärischen Qualitäten – die Gewissheit jemanden ansprechen, sich mit den Nachbarn zu einem kurzen Plausch zusammenstellen zu können usw.

- *Soziale Kontrolle und Hilfe durch informelle Akteure*

Die gute Nachbarschaft wird durch professionelle Akteure wie den Concierge oder die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der sozialen Einrichtungen unterstützt, getragen und auch eingefordert wird sie in einem erheblichen Maß durch aktive alteingesessene und in der Regel ältere Bewohnerinnen und Bewohner. Auf deren Beitrag wird in vielen Interviews eingegangen und diese „Aktivisten“ stellen auch recht selbstbewusst ihren Anteil heraus, etwa indem sie den Einzug von neuen Mietern begleiten.

T2: *„Es gibt viele Ältere und wenn Neue kommen, werden diese integriert.“*

T11: *„Ich hab ne führende Position. Wenn jemand einzieht, sag ich ‚Bitte stellen Sie sich bei den Nachbarn vor. Machen sie Aushang: Wir ziehen heute ein.‘ Und dann ist der Wind aus den Segeln genommen und die Leute lernen sich dadurch kennen....Und viele Leute kennen das nicht mehr. Der Trend geht immer mehr dahin, dass die Leute für sich allein leben und immer unzufriedener und aggressiver werden.“*

Diese „Aktivisten“ leben teilweise seit Jahrzehnten in der Siedlung. Sie verbindet eine gemeinsame Geschichte und sie haben ein authentisches Interesse an ihren Nachbarn und deren Wohlbefinden.

T15: *„Teilweise sind die hier großgeworden. Ja, man sieht sie heranwachsen, man sieht sie älter werden, mit Familie. Dorfgemeinschaft.“*

Zugleich haben diese Alteingesessenen klare Vorstellungen von den Regeln und Normen, die dem gegenseitigen Umgang zu Grunde liegen sollten, und sie haben ein genuines Interesse an deren Durchsetzung. Sie bilden eine starke Gruppe, die ei-

nerseits zur Integration beiträgt und die Nachbarschaft stabilisiert, aber bei nicht hinreichender Anpassung auch sanktioniert und ausschließt.

T15: *„Die Älteren, die eben hier schon sehr lange leben, die haben wirklich so eine Art Gemeinschaft; die Neuzugezogenen sind noch nicht so fest in diesem Verbund drinnen. Wenn was passiert, dann waren es immer die Neuen. Das ist eben so der Standard.“*

T15: *„Es wird gerade ein bisschen extremer. Viele ziehen freiwillig weg, weil sie diesem Druck der Leute überhaupt nicht standhalten. Da werden Anzeigen gemacht, da werden bitterböse Briefe geschrieben, da werden Geländeverbote ausgesprochen. Das sind Sachen, wo Familien mit kleineren Kindern irgendwann verzweifeln...“*

- *Soziale Stabilität*

Die Thermometersiedlung gilt bei Planern und politisch Verantwortlichen als Problemquartier und genießt in der Öffentlichkeit einen schlechten Ruf. Den Bewohnern ist dieses bewusst, aber sie können ihrem Leben in der Siedlung durchaus positive Seiten abgewinnen. In den Interviews wird dieser Punkt thematisiert, indem herausgestellt wird, dass man bisher mit einer durchaus schwierigen sozialen Gemengelage recht gut zurechtgekommen sei, jedoch um das gute Miteinander fürchte, sollte der Anteil an Problemfamilien zunimmt. Soziale Kontinuität und Ausgewogenheit wird somit zwar im negativen Kontext thematisiert, ist aber in der Sicht der befragten Bewohner gleichwohl ein wichtiger Faktor für die Qualität der nachbarschaftlichen Beziehungen. T3, eine berufstätige Mutter mit Migrationshintergrund äußert sich hierzu sehr anschaulich: *„Es ist eine gefährliche Tendenz, dass das soziale Niveau sinkt; günstige Mietpreise führen dazu, dass viele Sozialhilfeempfänger und Migranten mit Sprachschwierigkeiten in die Siedlung ziehen und die notwendige gesunde Mischung (Arbeitende und Erwerbslose) verloren geht.“*

- *Identitätsmanagement*

Gute nachbarschaftliche Beziehungen resultieren aus alltäglichen Interaktionen, dem Engagement und dem „Können“ lokaler Akteure, dem Vorhandensein einer förderlichen Infrastruktur usw. Aber zu dieser mehr oder weniger objektiven Seite kommt eine subjektive hinzu. Eine positive Einschätzung und Bewertung wird Interaktionen intensivieren und das nachbarschaftliche Engagement stärken, eine negative sich eher hemmend auswirken. Insofern besteht hier ein dynamisches Verhältnis.

Vor diesem Hintergrund soll noch einmal die Frage nach den Mechanismen aufgegriffen werden, mit Hilfe derer die Bewohner es bewerkstelligen, eine nachbarschaftliche Situation überwiegend als positiv zu bewerten, die objektiv durchaus schwierig ist und von einem größeren Teil der Bevölkerung als unerträglich empfunden werden würde. Hier kommt ein positives Identitätsmanagement ins Spiel, der Abwehr und Neutralisation des schlechten Images von Großsiedlungen und der Thermometersiedlung insbesondere. Mit der Betonung der positiven Seiten des Lebens in der Siedlung werden negative Stereotype konterkariert, abwertende Zuschreibungen von außen werden mit dem Rekurs auf das eigene Erleben abge-

wehrt. Das Herausstellen positiver Aspekte ist aber zugleich eine Facette des individuellen Identitätsmanagements der Bewohner. Für einen erheblichen Teil ist das Leben in der Großsiedlung ohne Alternative. Ein Wegzug würde bestenfalls in eine andere Großsiedlung führen und so gesehen kann allein aus einer grundsätzlich positiven Einschätzung des Lebens in der Thermometersiedlung die wünschenswerte Vorstellung gespeist werden, man habe sich unter Abwägung der Vor- und Nachteile dafür entschieden, in der Thermometersiedlung zu leben. Vor dem Hintergrund objektiv erheblich begrenzender Rahmenbedingungen kann man sich der eigenen Handlungs- und Entscheidungsfähigkeit am ehesten dadurch vergewissern, dass man die tatsächliche Lebenssituation in ein gutes Licht stellt. Diese Überlegungen sollen nicht zu der Unterstellung eines „falschen“ Bewusstseins führen, sondern deutlich machen, dass die Beurteilung der Nachbarschaftsbeziehungen und darauf aufbauend die Bereitschaft zur gegenseitigen Hilfe im Krisen- und Katastrophenfall nicht allein aus den tatsächlichen Nachbarschaftserfahrungen abgeleitet werden kann. Dass viele Erfahrungen eines positiven Miteinanders vorliegen, wird dadurch nicht in Frage gestellt.

T1: *„Die Thermometersiedlung, so schlecht ist sie gar nicht. Da ist es in Rudow draußen z.B. extremer. Also ich möchte in Rudow nicht wohnen. Da ist es hier schöner.“¹*

T6: *„Für so ‘n Land-Ding und für so ‘n Plattensiedlung Ding find ich das schon ganz cool hier, auf jeden Fall.“*

Wie sehr die Beurteilung der konkreten Nachbarschaftsbeziehungen in der Thermometersiedlung von der Selbstbewertung des Umstandes beeinflusst ist, dass man Bewohner einer Großsiedlung mit schlechtem Image ist, zeigen die Ausführungen dies schon wiederholt zitierten T4, der seinen Umzug in die Siedlung als Abstieg bewertet. *„Wissen Sie, in solchem Haus ist jeder für sich. Da kennt kaum jeder den anderen. Geschweige denn, dass einer vielleicht sich dafür interessiert, wie es Ihnen geht oder so. Ich werde mich NIE hier einleben“.*

6.2 Helmholtzplatz

Vier Männer und sechszechn Frauen haben an der Befragung teilgenommen. Zwölf der Frauen sind zwischen 23 und 45 Jahre, vier zwischen 50 und 80 Jahre. Die vier Männer sind zwischen 23 und 33 Jahren und damit im Durchschnitt jünger.

Die Befragten leben in Mehrfamilienhäusern und mit Ausnahme einer Person im direkten Umfeld des Helmholtzplatz. Sieben leben allein, die deutliche Mehrzahl demnach in Mehrpersonenhaushalten, häufig mit Partner bzw. Partnerin und Kindern.

1 T1 nimmt hier vermutlich Bezug auf die „Gropiusstadt“

6.2.1 Nachbarschaftsstruktur

Die Entwicklungen nach 1990 haben zu einem weitgehenden Austausch der Bevölkerung geführt. Nach der Vereinigung und Ost- und Westberlin zogen vor allem Studenten und sogenannte Kreative in das Quartier, für das die sozialistische Stadtplanung wenig Verwendung hatte und das in großen Teilen aufgegeben erschien. Spätestens mit Ende der Sanierungsmaßnahmen endete diese Pionierphase und einkommensstärkere, besser (aus)gebildete Personen zogen in großer Zahl in das Quartier – viele davon „Wessis“. Man kann hier von Schwarmverhalten sprechen, das zu einer Art Massenbewegung in ein favorisiertes Milieu geführt hat. Der Anteil der über 65-Jährigen ist gering, weil alteingesessene Bewohner verdrängt wurden und Ältere kaum zugezogen sind.

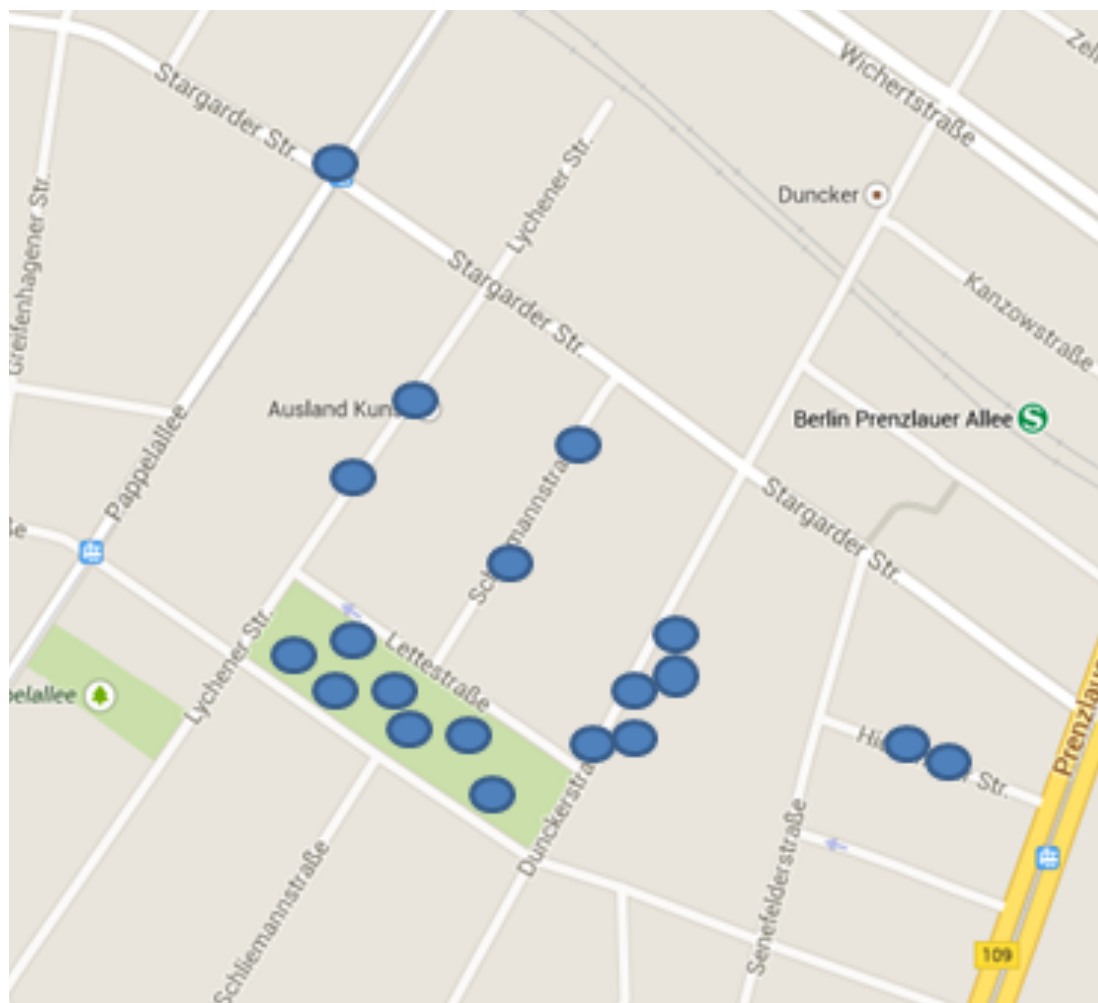


Abbildung 12: Wohnungen der im Untersuchungsgebiet Helmholtzplatz befragten Personen

Die Interviews lassen Trennlinien zwischen Alteingesessenen mit DDR Prägung und Zugezogenen „Wessis“ sowie zwischen Bewohnern mit und ohne kleinere Kinder erkennen. Es werden vier Gruppen sichtbar, die sich durch ihre Lebensstile deutlich voneinander unterscheiden.

- Eine erste Gruppe bilden die *Studenten und Auszubildenden*. Von den Interviewten sind sieben Personen dieser Gruppe zuzuordnen. Eine ist bereits 50 Jahre, die übrigen unter 30 Jahre. Sie wohnen allein, in Wohngemeinschaften oder auch in Familien. Die Befragten dieser Gruppe sind gesund. Sie haben kaum Vorräte und Gegenstände wie Gaskocher oder batteriebetriebene Radios sind rar. Im Katastrophenfall wären sie zur Hilfe bereit. Allerdings hätten sie wenig abzugeben und die Vernetzung im Wohnhaus und im Kiez ist schwach. Hilfe erwarten sie in erster Linie von Freunden, die allerdings über Berlin verstreut leben.
- *Berufstätige Singles* sind etwas älter und etwas weniger mobil, unterscheiden sich aber ansonsten wenig von der Gruppe der Studierenden. Die meist jüngeren Personen, fühlen sich zwar mit dem Quartier verbunden, sind aber in die lokalen Strukturen letztlich wenig eingebunden. Ihre sozialen Netzwerke reichen über die gesamte Stadt und darüber hinaus.
- Eine weitere Gruppe bilden die *Eltern mit kleinen Kindern*. Sechs befragte Frauen fallen in diese Gruppe. Sie haben keine gesundheitlichen Einschränkungen. Die häuslichen Vorräte sind sehr gering, da regelmäßig frische Lebensmittel eingekauft werden. Im Katastrophenfall gilt ihre Hauptsorge den Kindern. Enge Verwandte wie Eltern oder Geschwister leben nicht im gleichen Quartier und häufig nicht in Berlin. Mit den Nachbarn im Haus ist der Umgang freundlich aber wenig verbindlich. Belastbarer sind die Beziehungen zu Freunden, die sich häufig in einer ähnlichen Lebenssituation befinden und ebenfalls kleinere Kinder haben. Potenziell sind diese jungen Mütter bereit, im Bedarfsfall Hilfe zu leisten, aber sie müssten angesprochen und in gewisser Weise dazu animiert werden.
- Eine vierte Gruppe bilden die *alteingesessenen Kiezbewohner*. Die vier Befragten dieser Gruppe liegen altersmäßig zwischen 45 und 80 Jahre. Ihre Vorräte sind im Vergleich zu den übrigen Gruppen deutlich größer. Trotz gewisser Mobilitätseinschränkungen bei den Älteren sind sie im Kiez gut vernetzt – vor allem mit Bewohnern, die ebenfalls schon lange im Quartier leben. Diese Beziehungen werden als sehr belastbar beschrieben; gegenseitige Hilfe wäre selbstverständlich. Zu den neu Zugezogenen besteht eine deutliche Distanz. Sie werden als „fremd“ erlebt, helfen würde man ihnen im Katastrophenfall aber dennoch.

Die Netzwerke der Befragten mit kleinen Kindern bestehen zu einem großen Teil aus anderen Eltern in gleicher Lebenslage, Personen also, die sich im Haus oder der Nachbarschaft finden lassen. Insofern haben deren Netzwerke eine lokale Ausrichtung. Entsprechendes gilt für die wenigen Älteren und Alteingesessenen. Zwischen den Gruppen gibt es wenig Berührungspunkte.

Etwas überspitzt lässt sich formulieren, dass sich die Bewohner mit dem Quartier, dessen Image und Lebensgefühl, seiner guten Lage und Infrastruktur identifizieren, aber dessen Bevölkerung, zumindest soweit diese nicht in das eigene Milieu und in die eigene soziale Bezugsgruppe fällt, wenig wahrnimmt. Entsprechend bleiben die Einschätzungen, wer im Falle einer Krise oder Katastrophe von (Selbst)Hilfestrukturen ausgeschlossen bleiben würde, vage. Am häufigsten werden ältere Menschen genannt, auf die durch mehr oder weniger zufällige Beobachtungen geschlossen wird. H2 nennt eine ältere Frau im Haus, H6 berichtet unspezifisch von einsamen alten Menschen, H8 von einem alten Mann auf Krücken auf der Straße und H11 von einem verwirrten älteren Mann in der Nachbarschaft. Zu diesen

Menschen besteht kein persönlicher Kontakt. Einzelne halten es für wahrscheinlich, dass Obdachlose, psychisch Kranke und Alkoholiker wenig Hilfe erhalten würden. Für die Befragten selbst sind jedoch die Trinker, die sich in größerer Zahl und gut sichtbar auf dem Helmholtzplatz aufhalten, kein größeres Problem. H16 richtet sich im Interview sogar gegen die „Neuzugezogenen“, die die „*Alkis bekämpfen und loswerden*“ wollten.

6.2.2 Nachbarschaftsbeziehungen

Die oben umrissenen Prozesse prägen auch die Nachbarschaftsbeziehungen. H16, H17, und H18 haben bereits vor 1990 in dem Quartier gewohnt und sie erleben die Veränderungen seither als einen Verlust an Gemeinschaftsorientierung, als Abkapselung der Einzelnen bzw. als Rückzug in die Kernfamilie.

H16: *„Es gibt nur noch sehr wenige Leute aus dem alten Prenzlauer Berg, sondern überwiegend Zugezogene: Das ist jetzt hier sehr familienmäßig angelegt. Die Nachbarschaft ist schwierig; zu DDR-Zeiten war es bunt, das ist es nicht mehr. Das wird immer mehr Kleinstadt hier. Die alten Bewohner kämpfen gegen die Zugezogenen, wollen die weghaben.“*

H17: *„Früher war es so ein irres Haus, ganz durchmischt und man hat viel zusammen gefeiert und sich geholfen, jetzt ist es irgendwie alles steril. Ich hab so das Gefühl, das die meisten Wessis keinen Kontakt wollen. Und hier wohnen fast ausschließlich Wessis. Es wird hier extrem spießig; egal, wie man sich verhält, man macht es eigentlich immer falsch. ... Die Leute sind sehr ignorant, obwohl sie so wahnsinnig tolerant sein wollen. Die sind einfach nicht locker; sind alle wahnsinnig mit sich beschäftigt, hat man immer den Eindruck. Sie sind immer nur locker, wenn es sie betrifft und wenn es andere betrifft, überhaupt nicht mehr. ... Also die Atmosphäre ist hier echt nicht schön.“*

H18: *„Früher war das anders. Da kannte man erst mal alle Leute im Haus. Jeder hat jeden begrüßt, man hat auch mal miteinander gesprochen. Aber heute gibt es das nicht mehr. Es wird kein Wort zu viel gesprochen. Früher hat man dann persönlich noch ein bisschen was erzählt, aber das findet gar nicht mehr statt.“*

Man könnte nun vermuten, dass diejenigen, die im Quartier über ein soziales Netzwerk verfügen und deren Milieu Dominanz entwickelt hat, sich besonders positiv äußern würden. Das ist aber nicht der Fall. Beispielsweise nehmen auch die Eltern kleinerer Kinder atmosphärische Verwerfungen wahr. H5 betont, dass sie bezogen auf ihr Wohnhaus nicht von Gemeinschaft sprechen würde, H6 beklagt ebenfalls die Anonymität in ihrem unmittelbaren Umfeld. Erst mit der Geburt des Kindes hätten sie und ihr Partner mehr Kontakt zu den Nachbarn bekommen. Am deutlichsten formuliert H12 dieses Unbehagen. Sie bezeichnet das Verhalten eines großen Teils der Quartiersbewohner als *„asoziales Akademikerverhalten“* und führt aus: *„Das Miteinander ist nicht immer besonders freundlich und positiv, sondern das sind eher Einzelkämpfer, die auf den ersten Blick alle einen ganz sympathischen Eindruck machen wollen, es aber nicht leben. Das sind gutverdienende Leute hier, von denen man annimmt, dass sie einen gewissen Bildungsstand haben, was ja aber leider*

nicht gleichzeitig bedeutet, dass sie auch ein besonders soziales Verhalten an den Tag legen. Also ich bin fast der Meinung, dass es in sozial schwächeren Gegenden vielleicht tatsächlich sozialer zugeht. Auch in solchen Notfall-Zuständen. Irgendwie verfolgen hier viele Familien so ein Ideal der Kleinfamilie, das überhaupt nicht erstrebenswert ist.“ Auch andere jüngere Mütter sprechen von Anonymität. Allerdings wird aus den Interviews auch deutlich, dass Kinder die beste Möglichkeit sind, diese aufzulösen. T5 sagt: „Im Helmholtzkiez gibt es durch die Kinder Beziehungen“.

H6: „Man lernt sich kennen, also man kommt mehr ins Gespräch, wenn das Kind dann ein bisschen älter ist, vielleicht auf dem Spielplatz.“

Auch jüngere Bewohner ohne Familie nehmen diese Anonymität durchaus wahr und äußern ihr Befremden über das soziale Klima.

H10: „Man grüßt sich, aber die kenne ich trotzdem jetzt nicht wirklich.“

H2: „Also in meinem Haus wohne ich seit sechs Jahren und ich kenne da eigentlich keinen...egal, zu welcher Zeit man nach Hause kommt. Alle machen die Tür zu und sperren die dann von innen weiter ab.... Es gibt eine ältere Dame unter mir. Ich hab sie einmal gefragt, ob ich ihr die Tüten hochschleppen kann, da ist sie erschrocken...Also ich bin in Berlin schon viel umgezogen, aber sowas habe ich noch nicht erlebt. Ist ein komisches Haus.“

Aber in der Wahrnehmung dieser Gruppe ist die Nachbarschaft weniger durch Anonymität als durch eine unverbindliche Freundlichkeit im Umgang geprägt, der man sogar etwas abgewinnen kann, da sie Privatheit sichert. Zudem geht man davon aus, dass Beziehungen bei Bedarf intensiviert werden können.

H2: „Man kann, wenn man möchte, Leute kennenlernen, aber man kann sich auch in die Anonymität zurückziehen, wenn man will.“

H3: „Man grüßt sich, aber man hat so viel anderes zu tun, dass ich die gar nicht kenne.“

H11: „Natürlich wäre es angenehm, die [Nachbarn] mal besser kennenzulernen, aber es ist jetzt nicht so, dass was fehlt. ...Man sieht Stammkunden von Kaisers rumlaufen und mit denen grüßt man sich ab und zu.“

Nur zwei Befragte äußern sich durchweg positiv zu den nachbarschaftlichen Strukturen. Dies ist zum einen eine ältere Frau: Sie fühlt sich gut verankert in der Herbstlaube, einem Treffpunkt für ältere Menschen im Kiez und schätzt die Lebendigkeit, die die vielen Kinder in ihr Wohnhaus gebracht haben. Die Mieter organisieren Hof-feste, an denen sie gerne teilnimmt. Und auch bei der zweiten Person, ein deutlich jüngerer Mann, fällt die positive Einschätzung der Nachbarschaft mit einer aktiven Hausgemeinschaft zusammen. Beide haben also, anders als die Mehrzahl der Befragten, persönliche Beziehungen in ihrem engeren Wohnumfeld.

Nachbarschaftsbeziehungen werden durch gegenseitige Gefälligkeiten gestärkt, aber wo sich Nachbarn kaum kennen und es bestenfalls zu unverbindlichen Freundlichkeiten kommt, fehlt die Grundlage für gegenseitige Gefälligkeiten und Hilfeleistungen. Letzteres trifft für das Quartier um den Helmholtzplatz zu. Während es in der Thermometersiedlung oder in Lichterfelde West eine Selbstverständlichkeit ist, für Nachbarn Pakete anzunehmen, wird dies um den Helmholtzplatz eher vermie-

den. H18 äußert sich folgendermaßen: *„Pakete nehme ich nicht gerne an, weil die einen dann viele Tage lang darauf sitzen lassen und dann irgendwas vor sich hin muffeln.“* Bezeichnend ist auch die Schilderung von H13. Die junge Frau gießt zwar für ihre Nachbarn die Blumen, aber sie erhält keinen Zutritt in deren Wohnung und die Blumen werden in den Hausflur gestellt. Die Mehrzahl der Befragten geht wohl realistischer Weise davon aus, dass sich die Bewohner des Quartiers gegenseitig im Alltag wenig unterstützen. Lediglich die bereits erwähnte ältere Bewohnerin (H4) mit einer rundum positiven Beurteilung ihrer Nachbarschaft berichtet von einer positiven Erfahrung: *„Da bin ich wirklich mutterseelenallein auf dem Hof hingefallen und wie aus dem Boden gestampft waren drei Menschen da. Die waren vorher überhaupt nicht zu sehen.“*

6.3 Lichterfelde West

Interviews wurden mit 12 Frauen und mit acht Männern geführt. Ihr Alter liegt zwischen 45 und 78 Jahre. Altersbedingt sind 14 Befragte nicht mehr berufstätig. Zwei sind arbeitssuchend.

Nur eine befragte Person lebt allein. Ein Paar hat ein noch schulpflichtiges Kind, die übrigen leben in Zweipersonenhaushalten, in der Regel mit dem Ehepartner.

Die Befragten wohnen vielfach schon sehr lange, einzelne bis zu 60 Jahre, in dem Quartier; niemand kürzer als 5 Jahre.

6.3.1 Nachbarschaftsstruktur

Im Unterschied zu den Bewohnern der Thermometersiedlung oder des Gebiets Helmholtzplatz verstehen die Befragten aus Lichterfelde West unter Nachbarschaft Unterschiedliches. Dies kann als eine Folge vergleichsweise undeutlicher visueller Signale gedeutet werden, denn das Quartier hebt sich weder optisch von dem angrenzenden Stadtraum deutlich ab, noch hat es einen als Gravitationspunkt wahrgenommenen Ort wie einen zentralen Platz. Entsprechend besteht wohl nur Konsens darüber, dass die Trasse der S-Bahn die nordwestliche Grenze des Quartiers bildet und darüber hinaus individuell unterschiedliche Kriterien für die Definition von Nachbarschaft herangezogen werden. Für eine erste Gruppe von Befragten beschränkt sich Nachbarschaft auf das eigene Haus und die darin wohnenden Parteien. Eine zweite Gruppe zählt auch die angrenzenden Häuser oder die eigene Straße dazu und eine dritte schließt die Gegend um den Bahnhof ein bzw. bezieht sich auf den tatsächlichen Stadtraum Lichterfelde West.

Unabhängig von der Definition von Nachbarschaft, werden deren Bewohner als homogen wahrgenommen. Sie werden überwiegend dem *„gutbürgerlichen oberen Mittelstand“* zugerechnet. Migranten befinden sich kaum darunter. Entsprechend erfolgt keine Strukturierung der Bewohner nach sozialen, ethnischen und kulturellen Differenzen. Zu-, Weg- und Umzüge innerhalb des Quartiers sind selten und anders als beispielsweise im Gebiet Helmholtzplatz, verläuft keine Trennlinie zwischen den Alteingesessenen und den wenigen Neuzugezogenen.

Personen oder gar Gruppen, bei denen im Katastrophenfall die Gefahr bestünde, dass sie aus dem System gegenseitiger Hilfe herausfallen würden, werden von keinem Befragten gesehen. Und selbst bei einer wenig beliebten und im Umgang schwierigen Person wird davon ausgegangen, dass sie nicht übersehen werden würde. *„Es gibt jemanden, der sich unsozial verhält und wenig redet, aber auch dem würde in der Krise beigestanden werden, zumal er auch Kinder hat.“* (L2)

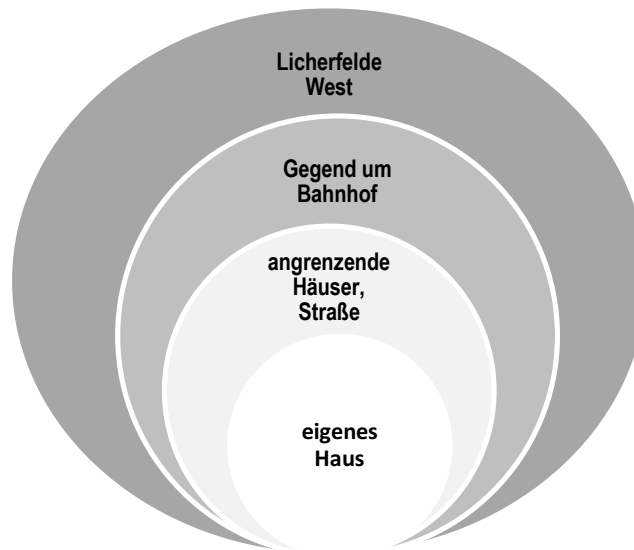


Abbildung 13: Wahrnehmung des Wohnumfeldes durch die Bewohner von Licherfelde West

6.3.2 Nachbarschaftsbeziehungen

Schon als Gebot der Höflichkeit treten die Bewohner des Quartiers miteinander in Beziehung. Deren Intensität ist aber sehr unterschiedlich und folgt klaren Regeln. Kennt man eine Person nicht persönlich, geht aber davon aus, dass sie dazu gehört, grüßt man sie. Kennt man sich, bleibt man stehen und wechselt ein paar Worte. Gibt es einen Anlass, redet man mehr und kommt auch mit noch nicht persönlich bekannten Nachbarn ins Gespräch. Kontakthäufigkeit und Qualität der Beziehung korrelieren und der Austausch von Gefälligkeiten zählt zumindest bei unmittelbaren Nachbarn zur Alltagsroutine. *„Man borgt sich mal eine Leiter aus.“* (L4)

Gegenseitige Unterstützung wie die Hilfe bei größeren Vorhaben ist dort eine Selbstverständlichkeit, wo die Nachbarn durch gemeinsame Erfahrungen oder sogar durch eine gemeinsame Geschichte miteinander verbunden sind. Kinder spielen hier eine wichtige Rolle. *„Man ist eigentlich nie ohne ein fremdes Kind aus dem Kindergarten zurückgekommen.“* (L2) Wenn Kinder im Spiel sind, sind die selbst gesetzten Grenzen zum Privaten schwer zu halten. *„Wir haben auch mal die Kinder im Haus [der Nachbarn] gesittet.“* Und diese „unkonventionellen“ Beziehungen der Vergangenheit sind die Grundlage für verbindlichere Formen der Nachbarschaft

zwischen alternden und sozial und materiell gesicherten Paaren in großen Häusern mit Distanz schaffenden Gärtenflächen.

Für Zuzügler ist es in diesem Klima der Reserviertheit nicht leicht, im Quartier heimisch zu werden. Einzelne Befragte bewerten diese Zurückgezogenheit durchaus kritisch und lesen darin eine gewisse Überheblichkeit. Man „*trägt die Nase hoch*“.

Die Nachbarschaftsbeziehungen werden generell als gut eingeschätzt. Neben einem grundsätzlich freundlichen und respektierenden Umgang im Alltag sowie den oben angesprochenen gemeinsamen Erfahrungen werden als wichtiger Grund hierfür die Homogenität der Bewohner und die geringe Entwicklungsdynamik des Quartiers genannt. Aus der Sicht der Bewohner sind folgende Umstände für diese Homogenität oder Ähnlichkeit maßgeblich: vorgerücktes Alter, relativ hohe Einkommen mit entsprechendem Lebensstil, guter Bildungsstand, gemeinsame Anliegen wie die Verbesserung der Parksituation aber auch die besondere Wertschätzung einer Wohnform, die Distanz erleichtert. „*Jeder hat hier sein kleines eigenes Reich.*“ „*Man rückt sich [hier] nicht so auf die Pelle.*“

Die hohe Zufriedenheit mit der eigenen Situation wird durch tendenziell etikettierende und stereotype Annahmen zur Lage anderswo stabilisiert. Man sieht sich von der Anonymität, Hektik und fehlenden Hilfsbereitschaft in Neubausiedlung und einem geringen „Zusammenhalt wie in Neukölln“ weit entfernt, distanziert sich aber auch von der vermeintlichen Arroganz der Bewohner anderer Quartiere. „*Die Menschen sind nicht so hochnäsig wie in Dahlem.*“ (L17)

6.4 Gemeinsamkeiten und Unterschiede

Die große Mehrzahl der Befragten wohnt gerne in der *Thermometersiedlung* und fühlt sich im eigenen Mietshaus wohl. Man spricht miteinander, tauscht Gefälligkeiten aus und zwischen einigen Parteien haben sich darüberhinausgehende Beziehungen entwickelt. Gemeinschaftssinn und Gemeinschaftsgefühl sind vorhanden, was sich insbesondere darin zeigt, dass ethnische und kulturelle Unterschiede zwar gelebt und wahrgenommen werden, diese jedoch im Alltag nicht als Barriere wirken. Älteren Bewohnern werden die Taschen getragen, man passt gegenseitig auf die Kinder auf, man führt den Hund des Nachbarn aus. Der Tenor lautet: „Wir helfen uns gegenseitig, wir können uns aufeinander verlassen.“

Allen befragten Bewohnern ist aber auch bewusst, dass es Mieter gibt, die nicht Teil dieser gutnachbarlichen Strukturen sind. Dies gilt für das Haus Celsiusstraße 56 aber auch für die gesamte Siedlung. Diese Außenseiter hätten Drogen- oder Alkoholprobleme, sprächen sehr schlecht Deutsch oder wollten sich, so die Vermutung, nicht integrieren, weil sie sich als „etwas Besseres“ fühlten.

Drei Personen unterscheiden sich deutlich von den übrigen Befragten. Sie äußern sich negativ zu ihrem Umfeld und sind wenig bereit, anderen im Katastrophenfall zu helfen. Es handelt sich um ältere Männer, die gesundheitlich angeschlagen sind und zur Erklärung auf nicht näher ausgeführte negative Erfahrungen mit ihren Mitmenschen verweisen. Tatsächlich ist ihre Reserviertheit auch das Ergebnis einer negativen Selbstsicht. Für sie ist das Leben in der Thermometersiedlung nicht Ausdruck

einer individuellen Entscheidung, sondern eher das Ergebnis fehlender Alternativen. Diese Personen leben zurückgezogen und würden sich bei einem anhaltenden Stromausfall in ihren Wohnungen einkapseln oder – wenn möglich – die Siedlung verlassen.

Unter den befragten Frauen findet sich kein Pendant. Im Gegenteil: Auch im hohen Alter und mit angeschlagener Gesundheit bleiben sie „Macherinnen“. Sie sind ehrenamtlich tätig, haben ein Ohr für die Sorgen und Anliegen ihrer Nachbarn und bringen diese miteinander ins Gespräch. Diese soziale Orientierung speist sich auch aus ihrem beruflichen Hintergrund. Während die befragten Männer handwerklich-technische Berufe haben, sind drei der Frauen Krankenschwestern und eine weitere mobile Altenpflegerin. Ausgeprägte Hilfsbereitschaft im Privaten und berufliches Ethos liegen dicht beieinander.

Durchaus unerwartet ist das Ergebnis, dass bei einem Großteil der Befragten nahe Familienangehörige – erwachsene Kinder, Geschwister, Eltern und Großeltern – in der Siedlung leben. Von diesen Familienangehörigen wird im Notfall Hilfe erwartet und entsprechend ist man bereit, ihnen zu helfen. Allerdings ist „Familie“ nicht exklusiv. Nachbarn – vor allem solche, die auf der gleichen Etage wohnen – besetzen zentrale Positionen in den Hilfenetzwerken und die gegenseitige Hilfe würde sich auch auf das Teilen knapper Güter und die Unterbringung in der eigenen Wohnung erstrecken. Diese Hilfenetzwerke sind nicht ethnisch segregiert. Die Bewohner der Siedlung nehmen sich und andere durchaus als „deutsch“, „türkisch“, „russisch“ usw. wahr, aber die Netzwerke gegenseitiger Hilfe sind „durchmischt“. Ein wichtiger Grund hierfür liegt darin, dass die Bewohner in Rollen miteinander verkehren, die ethnische Unterschiede gewissermaßen überschreiben. Sie Alteingesessene sorgen sie sich um einen möglichen sozialen Abstieg der Siedlung, als Mieter fürchten sie das Gewinninteressen des Privatinvestors und als Eltern haben sie gemeinsame Interessen am Spielplatz, in der Kindertagesstätte und in der Schule.

Die Vorstellung sozial isolierter und anonymisierter Bewohner von Großsiedlungen entspricht in der Thermometersiedlung nicht der Realität. Soziale Netzwerke sind vorhanden und diese sind stark ortsgebunden und nachbarschaftsorientiert. Hier liegt ein wesentlicher Resilienz Faktor. Die Resilienz wird auch durch die vergleichsweise gute Vorratshaltung der Siedlungsbewohner erhöht. Vorausgesetzt es käme im Fall eines langen Stromausfalls zu einem Verteilen der vorhandenen Nahrungsmittel und Getränke in diesen Netzwerken, würde es für eine Zeitspanne von 5 oder sogar 6 Tagen zu keinen gravierenden Engpässen kommen.

Die Situation im Gebiet *Helmholtzplatz* unterscheidet sich deutlich. Die Bewohner leben durchaus gerne in dem Quartier, weil sie dessen Lage, gute Infrastruktur, Image usw. schätzen. Dagegen werden die nachbarschaftlichen Beziehungen durch die befragten Bewohner uneinheitlich und insgesamt eher kritisch gesehen. Ein wesentlicher Grund ist eine starke Untergliederung in Gruppen mit divergierenden Interessen und Lebensstilen.

Tendenziell zufrieden mit der Situation sind Bewohner mit jüngeren Kindern. Kitas und Schulen, öffentliche Spielplätzen und insbesondere mit Buddelkiste und Spielgeräten ausgestattete Innenhöfe bringen diese Personen zusammen und sie teilen

ein elementares Interesse: das Wohl ihrer Kinder. *Es gibt viele Familien... Das verbindet sicherlich... Hier sitzt man mehr im selben Boot.*“ (H5) *„Hier sind viele Leute mit Kindern, die sind...ganz anders vernetzt – hier sind überall irgendwie Kitas und Spielplätze.“* (H10) Diese Bewohnergruppe ist in ihrem näheren Wohnumfeld in unterstützende soziale Netzwerke eingebunden und erlebt Nachbarschaft positiv.

Aus der Sicht der übrigen Gruppen bleiben die Beziehungen unverbindlich und ausschnittshaft und es bestehen Zweifel hinsichtlich ihrer Belastbarkeit im Krisen- und Katastrophenfall. Da Kinder den Zugang zu engeren nachbarschaftlichen Beziehungen eröffnen, fehlt kinderlosen Bewohnern die entsprechende Münze. *„Ich habe selber keine Kinder, deshalb bin ich da so ein bisschen raus.“* (H3) Ein weiterer Grund ist Berufstätigkeit oder genauer: die hoch mobile, ausgedehnte und zeitlich wenig strukturierte Tätigkeit der jüngeren gut qualifizierten Bewohner. *„Weil fast 100% der Leute arbeiten und den ganzen Tag unterwegs sind und man sich dann einfach nicht so viel begegnet“* (H6), fehlt eine wichtige Voraussetzung für die Entwicklung nachbarschaftlicher Beziehungen. Die Bewohner sehen auch hinderliche lebensstil- und milieubedingte Faktoren. Man wolle sich gar nicht näher kennenlernen und lege Wert auf Anonymität. *„Also man will jetzt nicht alles teilen oder ständig die Leute bei sich in der Wohnung haben von der Nachbarschaft; eine ständige soziale Kontrolle ist nicht gewünscht.“* (H14) Und schließlich wird die nach wie vor als hoch wahrgenommene Fluktuation als Hemmnis gesehen. H17 illustriert dies am Beispiel einer studentischen Wohngemeinschaft im Haus. *„Man weiß nie, wer denn eigentlich dazu gehört.“* Zur Anonymität würden auch die vielen Ferienwohnungen im Kiez beitragen.

Ältere Bewohner sind im Gebiet Helmholtzplatz wenig präsent. Ihre Zahl ist gering und sie zählen zudem zu der Minderheit der Alteingesessenen. Ihre sozialen Netzwerke sind, sofern vorhanden, ausgedünnt und isoliert. Studenten und berufstätige Singles sind in tragfähige und teilweise große Netzwerke eingebunden, aber diese sind ortsunabhängig. Nachbarschaftliche Kontakte bleiben für sie unverbindlich und in hohem Maße kontingent. Es zeichnen sich somit keine besonderen nachbarschaftlichen Resilienz Faktoren ab. Da in den Haushalten wenige Vorräte vorhanden sind, ergibt sich tendenziell eine erhöhte Vulnerabilität durch einen längeren Stromausfall. Günstig dürfte sich die alters-, bildungs- und berufsbedingte hohe soziale Kompetenz der Bewohner auswirken, da sie in der Lage sein dürften, rasch und flexibel auf die Auswirkungen des Stromausfalls zu reagieren.

Die befragten Bewohner von *Lichterfelde West* beschreiben die Qualität der Nachbarschaft ihres Quartiers ausnahmslos positiv. Man verkehrt freundlich miteinander, tauscht Gefälligkeiten aus und hilft sich, wenn erforderlich. Die Basis dieses guten Miteinanders ist in der Sicht der Befragten die gute soziale, kulturelle und auch materielle Passung der Bewohner. Ihre Lebensstile sind vergleichbar, sie leben in einem homogenen Milieu. In *Lichterfelde West* bedeutet Nachbarschaft, neben Menschen zu leben, die die eigenen Vorstellungen von Nachbarschaft teilen und dazu zählt die Beachtung der Norm: *„Nächst den Personen Deiner Familie bist Du am ersten Deinen Nachbarn und Hausgenossen Rat, Tat und Hilfe schuldig.“* (von Knigge 1977, 8. Kap., 1. Abs.)

Nicht im Widerspruch dazu, sondern gewissermaßen als wichtiges Stilelement, haben Autonomie und Selbständigkeit einen hohen Stellenwert. Man möchte weder auf die Hilfe anderer angewiesen sein noch übermäßig von anderen in Beschlag genommen werden. Dies ist gewissermaßen die Prämisse für die Choreographie der sozialen Beziehungen. Die kleinste soziale Einheit wird mit dem (Ehe)Partner gebildet. Um diese Dyade ist ein überschaubarer Kreis von Personen gelagert, mit denen sich im Lauf der Jahre wechselseitiges Vertrauen entwickelt hat. Diese sind überwiegend Nachbarn aus dem gleichen Haus oder des nahen Umfeldes, selten Verwandte. In diesem Nahbereich sind Hilfeerwartung und –bereitschaft stark. Jenseits dieses Bereichs ist man zurückhaltend. Gegenüber völlig Fremden überwiegen Skepsis und sogar Misstrauen.

Ein hervorstechendes Ergebnis der Befragung in Lichterfelde West ist, dass Alter und Vulnerabilität im Katastrophenfall nicht zwangsläufig korrelieren. Im Gegenteil: Die älteren Bewohner dieses Wohnquartiers können als ausgesprochen resilient angesehen werden.

Zum einen ist der Gesundheitszustand auch der über 70-Jährigen gut. Soweit Erkrankungen bestehen, werden diese medikamentös behandelt und führen nicht zu gravierenden Einschränkungen. Und auch ihr Selbstbild ist das sozial, geistig und körperlich aktiver Senioren, die ihr Leben selbst gestalten und die gewonnenen Freiheiten genießen. Sie kapitulieren nicht vor den möglichen Schwernissen des Alters und diese Haltung aktiviert.

Zum anderen sind die Rahmenbedingungen günstig. Die Älteren verfügen über große Vorräte an Lebensmitteln und Getränken, leben in stabilen Partnerschaften, sind in belastbare und erprobte familiäre und nachbarschaftliche Netzwerke eingebunden und digitale, stromgebundene (Kommunikations)Medien haben in ihrem Alltag keinen großen Stellenwert. Hinzu kommt die Bereitschaft und auch Fähigkeit, sich einzuschränken. Sie würden aller Voraussicht nach im Katastrophenfall auch ohne externe Hilfe über einen längeren Zeitraum zurechtkommen.

Wie schon in den beiden anderen Untersuchungsgebieten sind die Frauen stärker als die Männer mit ihrem sozialen Umfeld verbunden. Sie sind ehrenamtlich aktiv, investieren mehr Zeit in nachbarschaftliche Kommunikation und sind gegenüber der Vorstellung gegenseitiger Hilfe im Krisen- und Katastrophenfall aufgeschlossener.

Unabhängig von dem Ort hat Nachbarschaft für die Befragten einen hohen Stellenwert. Sie beobachten Entwicklungen aufmerksam, machen sich ein Bild von ihren Nachbarn und sehen durchaus, dass Nachbarschaft ein wichtiger Faktor für die Lebensqualität und -zufriedenheit ist. Allerdings sind die Intensität der tatsächlichen Beziehungen mit Nachbarn und die Qualität der Verwobenheit mit der Nachbarschaft sehr unterschiedlich. Das eine Extrem bilden Studenten und jüngere Berufstätige ohne Kinder, deren Wohnung für sie ein Lebensort neben anderen ist. Sie nutzen sie als Schlafstätte und blicken fast wie unbeteiligte Außenstehende auf ihre Nachbarn. Das andere Extrem bilden ältere Menschen, die seit Jahrzehnten in ihrem Quartier leben und deren Lebensgeschichte sie mit ihren Nachbarn verbindet. Ihre Wohnung ist ihr Lebensmittelpunkt und ihre sozialen Netzwerke haben einen starken örtlichen Bezug.

Verbindlichkeit und Intensität nachbarschaftlicher Beziehungen werden somit in hohem Maße durch die Altersstruktur und den Lebensstil der Bewohner beeinflusst. Untersuchungsgebiet übergreifend sind folgende Umstände förderlich.

Bewohner die *lange Zeit in einem Quartier* leben, entwickeln eine Gebietsbindung und nachbarschaftliche Beziehungen sind für sie tendenziell bedeutsam. Dieses Ergebnis ist in großen Teilen eine Folge selektiver Mobilität, worunter hier der Umstand verstanden wird, dass der Zuzug in ein Quartier Folge einer Wahlentscheidung ist und Bewohner, denen es in einem Quartier nicht behagt, von dort wegziehen werden. Insofern ist eine lange Wohndauer in einem Quartier auch ein Indikator für eine hohe Passung. Dies wird bei den Bewohnern des Quartiers Lichterfelde West besonders deutlich. Sie sind mit ihrer physischen Nachbarschaft biografisch verbunden, streben mit allen Bewohnern der Nachbarschaft ein freundliches, kooperatives Verhältnis an und haben zu einzelnen Nachbarn verbindliche und belastbare Beziehungen entwickelt. Aber die Verwurzelung im Umfeld ist keine zwangsläufige Folge langer Wohndauer. In der Thermometersiedlung stärken kollektive Erfahrungen wie die Bewältigung eines schweren Kellerbrandes oder von allen Bewohnern als bedrohlich erlebte Entwicklungen wie der Verkauf der Siedlung an einen Investor „Bindung“ und Bewohner, die ihr Leben in der Siedlung weniger als Wahlentscheidung denn als Resultat fehlender Alternativen sehen, bleiben distanziert und fast feindselig. Im Quartier Helmholtzplatz haben Sanierung und Gentrifizierung zu einer Ausdünnung der alteingesessenen Bewohner geführt. Ihr Lebensumfeld hat sich nicht durch Wegzug, sondern durch ihr Verbleiben im Quartier geändert und die Folge ist, dass sie sich dort gewissermaßen als Fremde fühlen. Ihre nachbarschaftlichen Beziehungen sind verengt.

Förderlich sind „Gemeinsamkeiten“ wie *geteilte Interessen und Erfahrungen* oder auch gleiche Positionen und Einstellungen. Diese fördern insbesondere dann die Bildung ortsbezogener und stabiler nachbarschaftlicher Netzwerke, wenn diese Gemeinsamkeiten gruppenübergreifend sind. So führt beispielsweise Elternschaft in der Thermometersiedlung zu einer Interessengemeinschaft in der ethnische Differenzen in den Hintergrund treten. Partikuläre Gemeinsamkeiten wie Hundebesitz oder die Zugehörigkeit zu einer religiösen Gemeinschaft stärken insbesondere sektorale Netzwerke und können sogar zu Polarisierungen führen.

„Aktivisten“, also Personen, die sich in besonderer Weise engagieren und mit ihrem Engagement auch sichtbar sind, wirken – sofern die Rahmenbedingungen dies gestatten – als Katalysatoren der Entwicklung nachbarschaftlicher Strukturen. Dies können ehrenamtlich arbeitende Personen sein oder auch Personen, die aus ihrer beruflichen Rolle heraus tätig werden. Die Thermometersiedlung bietet Beispiele.

Eine gute *Ausstattung des öffentlichen Raums* mit (Spiel)Plätzen, Grün- und Sportanlagen usw. stärkt Nachbarschaft in zweierlei Hinsicht. Zum einen sind die Bewohner nicht gezwungen auf andere Stadtbereiche auszuweichen und zum anderen werden dadurch Begegnungs- und Interaktionsmöglichkeiten geschaffen. In gleicher Weise wirkt eine bedarfsgerechte *Infrastruktur* an Einkaufsmöglichkeiten, Freizeit- und Sozialeinrichtungen. Letztere sind dort besonders wichtig, wo soziale Probleme die Bewohner stark belasten oder Kommunikation und Interaktion im Quartier eine Plattform benötigt. Bus-Stop und Kiez-Café in der Thermometersiedlung, die

Herbstlaube oder Kiezkind am Helmholtzplatz oder der Bürgertreff und die Kirchengemeinde in Lichterfelde West sind solche Einrichtungen.

Vergleichbare Bildungshintergründe, Einkommenslagen und ethnischer *Homogenität* erleichtern die Entwicklung tragfähiger nachbarschaftlicher Netzwerke, da Kommunikation, gegenseitige Hilfe und Unterstützung gewissermaßen voraussetzungslos möglich sind. Allerdings ist Homogenität kein Garant für solche Netzwerke und ethnische Heterogenität kein Hindernis. Wichtiger ist die Art und Weise, in der Gemeinsamkeiten und Unterschiede individuell verarbeitet werden, d.h. welche Lebensstile und Milieus präsent sind. Inkompatibilitäten, wie dies im Gebiet Helmholtzplatz der Fall ist, können sich nachteilig auswirken. Bei einer deutlichen Segregation nach Lebensstil wird besonders deutlich, dass einzelne Bewohnergruppen, insbesondere Personen mit massiven sozialen und psychischen Problemen, nicht integriert sind und im Katastrophenfall von den bestehenden segmentären Netzwerken kaum erreicht werden würden.

7 Zusammenfassung der Interviewergebnisse

7.1 *Erwartungen und Befürchtungen bei einem anhaltenden Stromausfall*

Die große Mehrzahl – nämlich 50 von 60 Befragten – hat Erfahrungen mit Stromausfällen. Allerdings waren dies überwiegend Ausfälle von kurzer Dauer, die ohne nennenswerte Folgen geblieben sind.

Eine Ausnahme bilden sechs Befragte aus der Thermometersiedlung. In dem Punkthochhaus, in dem sie leben, fiel im Jahr 2011 auf Grund eines Brandes der Strom für 28 Stunden aus. Von dieser Gruppe abgesehen, haben nur wenige der Befragten Erfahrungen mit einem längeren Stromausfall. Wenn es solche Erfahrungen gibt, dann gehen sie entweder auf den Krieg und die Jahre danach zurück oder sie stehen mit einem Auslandsaufenthalt in Verbindung. Die Folgen dieser erlebten Stromausfälle werden differenziert geschildert: Dunkelheit, Unterbrechung der Versorgung mit (warmen) Wasser, tote Telefone, Ausfall von Fahrstühlen, Auftauen und Verderben von Lebensmitteln. Für die Befragten hatten diese Folgen allerdings keine dramatische Qualität. Als belastend wurden der Mangel an Informationen über die Ursache des Stromausfalls und die Sorge um das Wohlergehen der Angehörigen genannt.

Bei der Beantwortung der Frage nach zu erwartenden persönlichen Folgen eines anhaltenden Stromausfalls in Berlin konnten somit nur wenige an eigene Erfahrungen anknüpfen. Die Mehrheit orientierte sich an der kurzen Schilderung des Szenarios, die zu Beginn jedes Interviews erfolgte. Aus den Antworten wird deutlich, dass die Befragten in der Regel die Betroffenheit in ihren unterschiedlichen Lebensbereichen durchgeprüft und einen ersten Abgleich von Ressourcen und vulnerabilitätssteigernden Umständen vorgenommen haben. Welche Folgen hätte ein Stromausfall für die Versorgung mit Lebensmitteln und Wasser? Wie würde sich der Ausfall von Licht und Heizung auswirken? Könnten Probleme bei der medizinischen Versorgung auftreten? Wie würde sich der Ausfall von Fahrstühlen und der öffentlichen Verkehrsmittel auswirken? Wie wäre der Alltag ohne Handy und Telefon, ohne Internet und Fernsehen zu organisieren?

Hinsichtlich der persönlichen Auswirkungen wenig(er) dramatisch beurteilten Befragte einen länger anhaltenden Stromausfall, wenn folgende Lebensumstände zutrafen: Wohnen unterhalb der dritten Etage, guter gesundheitlicher Zustand, großer Vorrat an Getränken und Lebensmitteln sowie Einbindung in ein soziales Netzwerk im Umfeld der Wohnung. Eine gegenteilige Wirkung hatten: Wohnen oberhalb der dritten Etage, schlechter gesundheitlicher Zustand, eingeschränkte Mobilität, geringe Vorräte, kleine Kinder sowie keine oder nur einzelne eher oberflächliche soziale Kontakte im Umfeld der Wohnung. Wenn mehrere dieser Umstände zusammenfielen, waren die Auswirkungen auf die Einschätzung der Betroffenheit besonders deutlich.

7.2 Wohn- und Lebenssituation

Die *Wohnsituation* der Befragten spiegelt die vorherrschenden Bebauungstypen in den einbezogenen Stadtgebieten. Mit Ausnahme von zwei Personen wohnen sämtliche Befragten aus der Thermometersiedlung oberhalb der dritten Etage. Bei den Befragten aus dem Gebiet Helmholtzplatz trifft dies nur für eine Person zu und kein Befragter aus Lichterfelde West wohnt oberhalb der dritten Etage.

Nur 16 Befragte, also weniger als ein Drittel, leben allein. Bei näherer Betrachtung stellt sich die Lebenssituation dieser „Singles“ jedoch recht unterschiedlich dar. Für einige, vor allem für Ältere, ist das Haustier ein wichtiger Begleiter und dürfte eine Ersatzfunktion erfüllen. Die Mehrzahl hat Familienangehörige im näheren Umfeld oder zumindest in erreichbarer Entfernung. Bei jüngeren Befragten ist dies anders. Viele sind wegen ihres Studiums oder ihrer Ausbildung nach Berlin gezogen und ihre Familien wohnen in größerer Entfernung. Bei einem Stromausfall wären diese nicht oder nur mit größerem Aufwand erreichbar. Bei diesen Gruppen haben Bekannte und Freunde, die allerdings oft über die ganze Stadt verteilt leben, einen hohen Stellenwert.

In einem Zweipersonenhaushalt leben 29 Befragte. Von diesen wohnen 17 in Lichterfelde West, acht in der Thermometersiedlung und vier im Gebiet des Helmholtzplatz. Besonders in Lichterfelde West bestehen die Zweipersonenhaushalte aus (Ehe)Paaren.

Nur 15 Interviewte leben in größeren Haushalten: sechs in einem Dreipersonen-, acht in einem Vierpersonen- und einer in einem Fünfpersonenhaushalt. Die vergleichsweise großen Haushalte finden sich vor allem in der Thermometersiedlung.

Die Menge der vorhandenen *Vorräte* variiert erheblich. Ältere Befragte verfügen vergleichsweise häufig über bewusst angelegte größere Lebensmittelvorräte. Ihre Tiefkühltruhen sind gefüllt, die haben Konserven und selbst Eingemachtes. Sie gehen davon aus, dass ihre Lebensmittel lange und sogar bis zu einem Monat reichen würden. Diese optimistische Einschätzung ist auch auf ihre Gewissheit zurückzuführen, sich im Krisenfall stark einschränken zu können. Deutlich geringer sind die Vorräte von Familien und in Single-Haushalten. Besonders Familien mit jüngeren Kindern (und höherer Bildung) essen gesundheitsbewusst und legen Wert auf „frische“ Lebensmittel, die nicht bevorratet werden können. Der Lebensstil von Singles geht mit flexiblen Essgewohnheiten einher und eingekauft wird kurzfristig und bedarfsorientiert.

Kerzen, Taschenlampen und Batterien finden sich – allerdings in sehr unterschiedlichen Mengen – in fast allen Haushalten. Einen mobilen Kocher besitzen hingegen nur neun Befragte.

Die Frage nach *gesundheitlichen Einschränkungen* bei den Befragten ist nicht ohne Weiteres zu beantworten. Zum einen kann nicht mit Sicherheit davon ausgegangen werden, dass die Befragten zwischen Erkrankung und gesundheitlicher Einschränkung hinreichend unterschieden haben und zum anderen ist nicht immer nachvoll-

ziehbar, ob bei der Abschätzung einer Einschränkung auf die Leistungsfähigkeit einer 20-jährigen oder die einer gleichaltrigen Person Bezug genommen wurde. Gemessen an einer gleichaltrigen Person, dürfte bei 13 Befragten eine Einschränkung der Leistungsfähigkeit vorliegen. Zählt man mobilitätsbeschränkte Personen hinzu, steigt die Zahl auf 16.

Erwartungsgemäß nimmt die Wahrscheinlichkeit gesundheitlicher Einschränkungen mit steigendem Alter zu. Allerdings schwächen bzw. verzögern günstige soziale Umstände diesen Zusammenhang. Ältere Befragte aus der Thermometersiedlung beschreiben sich vergleichsweise häufig und als stark gesundheitlich belastet, ältere Befragte aus Lichterfelde West hingegen überwiegend als in guter gesundheitlicher Verfassung und in ihrer Mobilität wenig eingeschränkt. Bei 23 Befragten kann davon ausgegangen werden, dass sie regelmäßig Medikamente benötigen. Allerdings führt dies nur bedingt zu einer erhöhten Vulnerabilität bei einem Stromausfall, denn viele haben bei Einnahme der Medikamente keine Einbußen in ihrer Leistungsfähigkeit. Ausnahmslos alle gaben an, über einen Vorrat des von ihnen benötigten Medikaments für ein bis zwei Monate zu verfügen.

Nur ein Drittel der Befragten ist *berufstätig*. Mit nur einer Ausnahme wären diese 19 Personen bereit, auch bei einem anhaltenden Stromausfall zu arbeiten. Insbesondere würden Befragte, die davon ausgehen, dass ihre Tätigkeit in einem Katastrophenfall besonders wichtig ist (Ärzte, Pflegepersonal, Erzieherinnen) ihren Arbeitsplatz aufsuchen, selbst wenn dies mit Engpässen bei der Versorgung der eigenen Familie verbunden wäre.

Die Befragungsergebnisse unterstreichen, dass der körperliche und psychische Status nur bedingt vom Lebensalter abhängt und selbst wenn Einschränkungen bestehen, diese nicht zwangsläufig zu einer erhöhten Vulnerabilität führen. Entscheidend ist neben dem Ausmaß der körperlichen Einschränkungen die Verfügbarkeit von Ressourcen, um bestimmte Einschränkungen aufzufangen. Hierzu zählen sowohl immaterielle als auch materielle Ressourcen. Eine ältere Person mit einer Mobilitätseinschränkung wird ihren Alltag weitgehend autonom gestalten können, wenn es im Umfeld Menschen gibt, die für sie Einkäufe erledigen, sie besuchen oder in anderer Weise in das soziale Leben einbeziehen. Aber ebenfalls kommt der Höhe der Rente eine hohe Bedeutung zu, um zumindest die notwendigen Bedarfe zu decken.¹

7.3 Bewältigungsstrategien

Jedes Interview wurde mit einer Erörterung des Szenarios Stromausfall begonnen. Dieser Einstieg erwies sich als günstig, denn die Befragten wurden dadurch animiert, sich in eine solche Situation zu versetzen und die möglichen materiellen, so-

1 S. hierzu Geissler, Sarah (2015) Vulnerable Menschen in der Katastrophe, dort 4.1. Ältere, hochbetagte Menschen

zialen und auch emotionalen Implikationen auszuloten. Selbstverständlich kann in Interviews nicht die Realität eines anhaltenden Stromausfalls vorweggenommen werden, zumal – wie sich bestätigt hat – kaum eigene Erfahrungen mit längeren Ausfällen und ihren Folgen vorliegen. In der realen Situation dürfte aufgrund der spezifischen Randbedingungen (Wetterlage, Grund für den Ausfall, Aufkommen von Gerüchten usw.) eine kaum vorhersehbare Dynamik entstehen, in der die Betroffenen auf aktuelle Entwicklungen reagieren. Unsicherheit und Angst könnten unter solchen Bedingungen bestimmend werden. Gleichwohl werden in den Interviews Annahmen, Lösungsstrategien und -ansätze aufgedeckt und sichtbar, die gewissermaßen als Skripte mit in die Krise hineingenommen werden würden, und somit Ansatzpunkte für ein bevölkerungsnahes und aktivierendes Krisenmanagement bieten.

Die in den Interviews formulierten Hilfebedarfe sind recht unterschiedlich. Dies liegt zum einen an sehr unterschiedlichen Annahmen zur eigenen Vulnerabilität und Hilfebedürftigkeit und zum anderen an den großen Unterschieden bei der Einschätzung der vorhandenen materiellen und immateriellen Ressourcen. Zu diesen immateriellen Ressourcen zählen auch die verfügbaren Strategien zur individuellen Bewältigung der Krise, die folgendermaßen typisiert werden können:

- Ich-bezogene Strategien: hierfür bedarf es keiner weiteren Personen, denn man hilft sich selbst;
- familienbezogene Strategien: Hilfeerwartungen richten sich an die Personen im eigenen Haushalt, an enge Familienmitglieder und gute Freunde;
- nachbarschaftsbezogene Strategien: es findet eine Erweiterung der Hilfeerwartungen auf ausgewählte Personen und Haushalte im räumlichen Umfeld statt.

Charakteristisch für *Ich-bezogene Strategien* ist, dass sie nicht von der Anwesenheit oder der Mitwirkung anderer abhängen. Sie sind ohne fremde Unterstützung anwendbar und können ohne das Zutun Dritter wirksam werden. Besonders deutlich wird dies an den sogenannten emotionsbezogenen Bewältigungsstrategien, die darin bestehen, dass die Aufmerksamkeit von der äußeren Situation abgezogen und auf deren gefühlmäßige Verarbeitung gerichtet wird. In diesem Sinn berichtete eine Befragte von der großen Zuversicht, auch schwere Krisen bewältigen zu können, die sie aus ihrer christlichen Grundüberzeugung schöpfe. Eine andere Befragte berichtete von der Stärke, die sie aus der Bewältigung extrem schwieriger Situationen während des Krieges und danach ziehe. Sehr viel häufiger sind jedoch Ich-bezogene Strategien, die im Kern aus einer Lösung konkreter Probleme durch eigenes Handeln bestehen, sogenannte problembezogene Bewältigungsstrategien. Solche Ansätze werden in 25 Interviews entwickelt, in 18 recht umfangreich und in mehreren Interviews sogar mit einer gewissen spielerischen Lust. Solche Lösungsideen beziehen sich beispielsweise auf Möglichkeiten zur Haltbarmachung verderblicher Lebensmittel und deren Zubereitung oder zur Aufrechterhaltung der Mobilität bei eingeschränktem motorisierten Verkehr. Nur drei Befragte setzen sich mit der Möglichkeit, die Stadt zu verlassen, in größerer Ausführlichkeit auseinander.

Bei *familienbezogenen Strategien* wird auf das enge persönliche soziale Netzwerk zurückgegriffen. Dazu zählen Partner, Eltern, Geschwister, eigene Kinder und enge Freunde. Die Tragfähigkeit dieses Netzwerks resultiert aus der Länge der Beziehun-

gen, ihrer emotionalen Qualität und aber auch auf ihrer normativ bestimmten Verbindlichkeit im Sinne einer Sorgeverpflichtung. Die Personen in diesen Netzwerken sind vielfach auch untereinander verbunden, d.h. es bestehen große Schnittmengen bei deren persönlichen sozialen Netzwerken. Räumliche Nähe wie das Zusammenleben in einem Haushalt kann ein Merkmal enger soziale Netzwerke sein, ist aber nicht konstitutiv. So haben jüngere Befragte nicht selten die Eltern bzw. das Elternhaus als Zufluchtsort genannt, auch wenn sie bereits eine eigene Familie gegründet haben und aus berlinfernen Regionen stammen. In diesem Zusammenhang fällt eine gewisse Asymmetrie auf: „Kinder“ erwarten von ihren Eltern, sofern diese gesundheitlich und altersmäßig dazu in der Lage sind, durchgängig Hilfe und Unterstützung, während sich „Eltern“ weitaus weniger sicher sind, ob sie entsprechende Hilfe von ihren erwachsenen Kindern einfordern dürfen und wollen bzw. bekämen. So geben die „Eltern“ an, dass ihre erwachsenen Kinder privat und beruflich stark eingebunden und wenig belastbar seien, eigene gesundheitliche Probleme hätten usw. Weiter fällt auf, dass der Stellenwert von Freunden steigt, wenn die Familienangehörigen in größerer Entfernung leben. Bis zu einem gewissen Grad dürfte dies von der Einsicht getragen sein, dass bei einem Stromausfall Hilfe nur von Personen kommen kann, die in räumlicher Nähe leben. Aber darüber hinaus unterstreicht dieses Ergebnis, dass gerade bei jüngeren, mobilen und individualisierten Bevölkerungsgruppen Freundschaft einen hohen Stellenwert hat und Verwandtschaft ergänzt oder sogar ersetzt.

Nachbarschaftsbezogene Strategien beruhen auf dem Vorhandensein erweiterter, räumlich definierter sozialer Netzwerke. Nicht alle Befragten verfügen über entsprechende soziale Kontakte und aus diesem Grund sind sie weniger verbreitet als die vorgenannten Strategien. Diese Netzwerke sind variabel, denn sie können sich auf das eigene Wohnhaus beschränken oder das gesamte Quartier umfassen, sie können nur vereinzelte oder auch zahlreiche Personen bzw. Haushalte einschließen. Zudem sind diese Netzwerke dynamisch. Sie ändern sich durch Zu- und Wegzug, werden durch Statusübergänge wie Vater- und Mutterschaft ebenso beeinflusst wie durch die wechselnden Freundschaften und Verbindungen der selbständig werdenden Kinder. Basis dieser Beziehungen sind gegenseitige Aufmerksamkeit und Rücksichtnahme zwischen Personen, die einen Sozial-Raum teilen; auf einer höheren Stufe kommt der Austausch von Informationen, Gefälligkeiten und Hilfeleistungen hinzu. Sympathie, übereinstimmende Einstellungen oder auch vergleichbare berufliche Hintergründe und biografische Erfahrungen sind förderlich aber nicht erforderlich. Anders als bei Verwandtschaft und enger Freundschaft sind nachbarschaftliche Beziehungen nicht voraussetzungslos und grundsätzlich kontingent. Dies erklärt, weshalb in vielen Interviews zwar die Erwartung präsent ist, im Notfall Hilfe aus der Nachbarschaft zu erhalten, man sich dieser Hilfe jedoch nicht wirklich sicher ist. Entsprechend entwickeln nur vier Interviewte von sich aus konkrete Ideen dazu, welche Form diese nachbarschaftliche Hilfe annehmen könnte. Beispielfhaft sei hier der Bau einer gemeinsamen Kochstelle genannt.

7.4 Hilfeerwartungen

Gruppenübergreifend wird mehr oder weniger deutlich auf die soziale Norm Bezug genommen, dass denen geholfen werden muss, die eine Notlage nicht alleine bewältigen können. Sie gehen somit grundsätzlich davon aus, dass ihnen geholfen werden würde. Unterschiedlich sind jedoch die konkreten Erwartungen der Interviewten. Diese lassen sich auf einem Kontinuum positionieren, welches sich zwischen zwei radikalen Positionen spannt: zum einen die Überzeugung, dass man in einer Situation, wie einem anhaltenden Stromausfall, keinerlei Hilfe von anderen als den engsten Bezugspersonen erwarten könne, und zum anderen die Annahme, dass man von jedem Hilfe erwarten dürfe, der dazu in der Lage sei.

Mehrheitlich erwarten die Befragten, dass sie von Freunden und Nachbarn aber auch von Menschen Hilfe erhalten, die ihnen nicht persönlich bekannt sind. Ein wesentlicher Grund für diesen Optimismus ist die Annahme, dass die Reziprozitätsnorm ihre Gültigkeit behält: *„Ich erwarte in einer solchen Situation Hilfe und ich bin bereit, Hilfe zu geben.“* Darüber hinaus wird der Katastrophenfall als eine Art Ausnahmesituation gesehen, in der „normalerweise“ bestehende Vorbehalte wegfallen und Hilfeleistungen leichter fallen. Insbesondere wäre eine eventuelle Hilfebedürftigkeit nicht selbst verursacht und Hilfesuchende folglich an ihrer Situation schuldlos.

Nur neun Befragte erwarten keine oder kaum Hilfe von anderen. Der Grund hierfür ist aber weniger ein genereller Pessimismus, als die Annahme, dass alle anderen – die Personen in ihren sozialen Netzwerken eingeschlossen – gleichermaßen mit den Folgen des Stromausfalls zu kämpfen und daher kaum Möglichkeit zur Hilfeleistung hätten. Erwähnenswert ist, dass nur eine Befragte davon ausgeht, dass sich die Menschen in der Katastrophe unsozial verhalten würden. Sie gehört einer christlichen Gemeinschaft an und ist ihrerseits in hohem Maße bereit, den Mitgliedern dieser Gemeinschaft aber auch anderen zu helfen.

Bei der Entwicklung eines bevölkerungsnahen und aktivierenden Krisenmanagements ist weiter zu beachten, dass sich die Hilfeerwartung in Bezug auf materielle Güter deutlich von der Erwartung bezüglich praktischer Hilfeleistungen unterscheidet. Bei Letzteren sind die Befragten überwiegend optimistisch. Sie gehen davon aus, dass Freunde, Bekannte und Nachbarn auch oder gerade in einer schwierigen Situation auf Kinder und Haustiere aufpassen, notwendige Dinge besorgen oder schwere Gegenstände tragen würden. Weniger sicher sind sie, ob diese Personen auch materielle Güter teilen und dringend benötigte Dinge abgeben würden. Am ehesten wird dies von Nachbarn erwartet, mit denen man in gutem Kontakt steht, sowie von Freunden und selbstverständlich von Familienangehörigen, wenn diese in nicht zu großer Entfernung leben. Allerdings steigt das Vertrauen in die Bereitschaft von Freunden und Verwandten zu teilen und abzugeben, wenn man weiß, dass diese über größere Vorräte verfügen. In den Interviews wird gruppenübergreifend häufig auf die eine oder andere Weise auf das Tauschprinzip Bezug genommen: Man kann die notwendigen Dinge am leichtesten erhalten, wenn man dafür etwas gibt, was andere benötigen.

Wie stark Hilfeerwartung und Einbindung in nachbarschaftliche Netzwerke zusammenhängen, verdeutlichen die Äußerungen von zwei alten Menschen, die in der Thermometersiedlung leben und die sich aus den sozialen Netzwerken ausgeschlossen fühlen: *„Ich wüsste auf dem Gang nicht einen, wo ich anklopfen würde – wir unterhalten uns auch nicht“*. T4 lebt sozial sehr isoliert. Dies trifft auch auf T17 zu, der hofft, dass ihn die Sozialeinrichtung weiter mit Essen versorgen würde. Und er fügt noch hinzu: *„Wenn ich abgehe, ist das nicht so schlimm, als wenn die Kinder“* sterben. Er stellt das Wohlergehen von Kindern über sein eigenes Überleben.

In diesem Zusammenhang sind auch die Antworten auf die Frage aufschlussreich, ob es Personen in der Nachbarschaft gibt, die keine Hilfe annehmen würden. Da die Befragten davon ausgehen, dass ein langer Stromausfall jeden zu einem Hilfebedürftigen machen kann, wird dies überwiegend verneint. Allerdings werden auch zwei Gründe genannt, die dazu führen könnten, dass Hilfe abgelehnt wird. Dies ist zum einen der Umstand, dass tatsächlich keine Hilfe benötigt wird und zum anderen ein übertriebener Stolz oder auch eine gewisse feindselige Zurückgezogenheit, die trotz der Notlage die Personen daran hindern, benötigte Hilfe anzunehmen. Letzteres wird tendenziell bei älteren Menschen für möglich gehalten. Insofern deuten sich hier unvereinbare Erklärungen des Umstandes an, dass einzelne alte Menschen nicht Teil nachbarschaftlicher Netzwerke sind. Sie selbst betrachten sich als ausgeschlossen, die anderen vermuten Arroganz und Misanthropie.

Für den Fall, dass die eigene Wohnung verlassen werden muss, erwarten die Befragten, dass sie bei guten Freunden oder Familienangehörigen unterkommen können. Die Vorstellung, in Sammel- oder Notunterkünften auszuweichen, ist ihnen fremd.

7.5 Hilfbereitschaft und Hilferessourcen

Wie oben entwickelt, wird „Hilfe“ in ein Reziprozitätsverhältnis gestellt: Wer Hilfe erwartet, muss auch bereit sein, Hilfe zu geben. Da niemand ausschließen kann, in einem Katastrophenfall Hilfe zu benötigen, hat es folglich keine befragte Person grundsätzlich abgelehnt, Mitmenschen zu helfen, die sich in einer Notlage befinden.

Allerdings setzen die Befragten klare Prioritäten. Mit wenigen Ausnahmen würden sie an erster Stelle Familienmitgliedern und guten Freunden helfen. Für viele haben aber einzelne Nachbarn *„über die Jahre des gemeinsamen Wohnens“* eine fast größere Bedeutung als Familienangehörige und Freunde gewonnen. Diese besonderen Nachbarn haben sich auch in Krisen als verlässlich erwiesen und die oben erwähnte Reziprozitätsnorm bildet die stabile Grundmelodie der Beziehung. Eine solche solide Symmetrie erscheint bei verwandtschaftlichen oder freundschaftlichen Beziehungen bisweilen weit weniger gesichert. Auf Rangplatz zwei kommen „gute“ Nachbarn, die auf derselben Etage, im selben Haus oder in einem der angrenzenden Häuser wohnen. Die empfundene Hilfeverpflichtung beruht insbesondere auf einer langen und störungsfreien Erfahrung von Geben und Nehmen. Personen, mit denen im Alltag, im Normalbetrieb, ein kooperatives Miteinander möglich ist, sind auch diejenigen, auf die man sich in der Katastrophe bezieht. Von ihnen erwartet man Hilfe und ihnen hilft man. Deutlich geringer ist die Hilfbereitschaft gegenüber Personen, die in anderen Quartieren wohnen, die wenig bekannt sind und mit denen

keine Erfahrungen geteilt werden. Und wenig belastbar erscheint sie gegenüber Fremden. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, folgen die Befragten einer Proximitäts- oder Näherregel: Nähe erhöht die Hilfebereitschaft, Entfernung verringert sie. Relativiert wird diese Regel allenfalls bei Personen, die in Not sind und sich nicht helfen können, also bei Kindern, Alten und Gebrechlichen.

Parallel oder auch ergänzend zu oben umrissener Näherregel wird das Hilfeverhalten der Befragten durch Sympathie und damit das Ausmaß der situativ empfundenen persönlichen Verbundenheit beeinflusst. Je sympathischer eine Person erscheint, desto eher sind sie bereit, Hilfe aus eigenem Antrieb zu leisten. Emotional entfernten oder gar unsympathischen Personen würden sie hingegen erst dann helfen, wenn diese direkt und offensiv darum bitten würden. Zudem würde die Abschätzung, ob ein tatsächlicher Hilfebedarf vorliegt, gründlicher erfolgen. Nicht wenige Befragte müssten sich regelrecht überwinden, Personen zu helfen, die am Rande der Gesellschaft stehen: Obdachlose, Trinker oder Drogenabhängige. Bei den Interviews mit älteren Personen ist besonders häufig ein großes Misstrauen gegenüber Fremden deutlich geworden. Sie fürchten sich, in der Katastrophe ausgenutzt und übervorteilt zu werden.

Auch bei den Antworten auf die Frage in welcher Art und Weise man helfen würde, zeigt sich, dass sich Hilfebereitschaft nur bedingt an den Bedürfnissen und der Not der anderen orientiert und von eigenen Situationsbeurteilungen und Ressourceneinschätzungen eine steuernde Wirkung ausgeht. Insofern ist Hilfe keine altruistische Tat, sondern eine Facette oder ein Aspekt der Beziehungen zu Mitmenschen und hat eine durchaus pragmatische Grundlage.

Den Befragten fällt es leicht, von dem abzugeben, was sie in Fülle besitzen oder absehbar nicht benötigen. Sofern vorhanden, würden sie Kerzenvorräte teilen und andere Güter und Gegenstände zur Verfügung stellen. Bei Lebensmitteln und Getränken wird allerdings in vielen Interviews eine klare Bedingung genannt: Ehe man anderen gibt, muss die Versorgung der eigenen Familie gesichert sein. Eine weitere Einschränkung folgt aus der Überlegung, dass man nicht weiß wie lange der Stromausfall andauern und wie hoch der Eigenbedarf sein wird.

Praktische Hilfeleistungen wie Kinder beaufsichtigen, Nachrichten übermitteln oder Taschen tragen verringern zumindest nicht unmittelbar die eigenen Ressourcen, sind zeitlich eingrenzbare, verlangen keine unüberschaubaren emotionalen Investitionen und erfordern keine Intimität im erweiterten Sinn. Folglich bestehen kaum Vorbehalte gegen diese Form der Hilfe. Anders ist es bei der Betreuung oder gar der Aufnahme von anderen in die eigene Wohnung. Hier greift wiederum die Proximitätsregel: Je näher die hilfebedürftige Person den Befragten steht, desto eher sind sie bereit, diese „tiefe“ Form der Hilfeleistung zu praktizieren.

Zumindest in der Selbstpräsentation und -reflexion folgt die Hilfebereitschaft klaren, generalisierbaren Regeln und niemand ist prinzipiell davon ausgeschlossen. Allerdings wird in den Interviews auch deutlich, dass diese Regeln individuell und gruppenspezifisch ausgelegt und angewandt werden. So spielt die Frage, ob Hilfebedürftige in der Vergangenheit die Reziprozitätsnorm beachtet haben, eine nicht unwesentliche Rolle. Ist dies nicht der Fall, liegt für einige Befragte ein Ausschlussgrund vor. Andere wiederum würden in der Katastrophe gewissermaßen über ihren

eigenen Schatten springen und auch Personen helfen, mit denen sie negative Erfahrungen gemacht haben. Die Angst ausgenutzt und übervorteilt zu werden, kann ebenfalls dazu führen, dass vorhandene Hilfebereitschaft gewissermaßen zurückgehalten wird. Und Gleiches gilt für situative Umstände. Wer unsympathisch erscheint, wessen Verhalten als unverschämt oder aggressiv empfunden wird, hat es schwer, Hilfe zu bekommen. Und schließlich folgt die Hilfebereitschaft auch Mustern sozialer (Un)Wertschätzung: Gegenüber „Säufern“, „Pennern“, „Fixern“ und je nach eigenem Hintergrund gegenüber „Ausländern“, „Deutschen“ und „Zigeunern“ ist man mehr oder weniger deutlich reserviert.

7.5.1 Beurteilung des Wohnumfeldes

Trotz der großen Unterschiede zwischen den drei Untersuchungsgebieten, beurteilen deren Bewohner ihr jeweiliges Umfeld überwiegend positiv. Nicht wenige identifizieren sich mit „ihrem“ Nachbarschaft. Wenige äußern sich eher indifferent oder neutral, aber nur einzelne fühlen sich in ihrem Wohnumfeld unwohl (so etwa T4).

Allerdings wird unter „Nachbarschaft“ recht Unterschiedliches verstanden und ist nicht mit einem größtmäßig definierten Raumausschnitt gleichzusetzen, in dessen Mittelpunkt die eigene Wohnung liegt. So beziehen sich die Befragten aus der *Thermometersiedlung*, hauptsächlich auf Wohneinheiten, also den Wohnblock oder das Hochhaus, in dem sie wohnen, wenn sie von Nachbarschaft sprechen. Befragte vom *Helmholtzplatz* verstehen unter Nachbarschaft das Quartier, also einen deutlich größeren Raum, und beziehen sich darüber hinaus aber auf bestimmte Personen oder Gruppen, mit denen sie besondere Interessen teilen – etwa andere Familien mit Kindern, Angehörige der Christlichen Gemeinschaft oder „Alteingesessene“. Für die Bewohner von *Lichterfelde West* hat Nachbarschaft einen deutlichen Raumbezug und umfasst „ihre“ Straße und deren Anrainer.

Mit ihrer Nachbarschaft besonders eng verbunden fühlen sich in der Regel diejenigen, die schon lange am gleichen Ort wohnen und wichtige biographische Stationen und Erfahrungen damit verbinden. Dies überrascht nicht, da Unzufriedenheit mit dem Wohnquartier ein wesentlicher Grund für Wegzug ist und folglich der Anteil der Unzufriedenen über die Zeit hinweg tendenziell kleiner wird. Aber Zufriedenheit korreliert nicht allein mit der Wohndauer. Von Bedeutung sind auch die soziale und ethnisch-kulturelle Homogenität bzw. Heterogenität, diesbezügliche Veränderungen und Verschiebungen auf Grund von Zu- und Wegzug und die Qualität der sozialen Beziehungen mit den Nachbarn. Die Befragten aus *Lichterfelde West* erklären ihre hohe Zufriedenheit mit der guten Passung der Lebensstile der Bewohner, der Gleichheit ihrer sozialen und materiellen Ressourcen sowie der geringen und überschaubaren Fluktuation. Eine Befragte spricht von der „Insel der Glückseligen“. Bei den Bewohnern der *Thermometersiedlung* steht Zufriedenheit in hohem Maße mit gemeinsamen Erfahrungen in Verbindung, die zum einen auf quartiersbezogene Aktivitäten von Vereinen und Freien Trägern und zum anderen auf kollektive widerständische Reaktion auf Eigentümerwechsel, steigende Mieten und Verwahrlosungstendenzen zurückgehen. Eine herausragende Rolle spielt die erfolgreiche Bewältigung eines Brandes, der im Keller eines der Punkthochhäuser ausgebrochen ist. Die Bewohner wissen um das negative Image der Siedlung bei Außenstehenden, können es aber mit ihrem Erleben nicht in Einklang bringen und teilen es daher

nicht. Allerdings nehmen gerade die Alteingesessenen einen deutlichen Zuzug von Mietern in schwierigen Lebenslagen wahr und sehen darin eine Bedrohung für die gewachsene Gemeinschaft. Auch im Gebiet um den *Helmholtzplatz* erleben die langjährigen Bewohner den Zuzug von außen als bedrohlich. Allerdings nicht deshalb, weil sie eine Unterschichtung befürchten, sondern weil sie sich durch Aufwertungsprozesse an den Rand gedrängt fühlen. (H16, H17, H18) Aber gerade diese Dynamik führt zu einer sozialen Homogenität bei den Zugezogenen, erleichtert die Bildung interessenbezogener sozialer Beziehungen im Kiez und ist damit die Grundlage für eine positive Beurteilung der Nachbarschaft durch diese jungen, bildungsstarken und finanziell gesicherten neuen Bewohner.

Nachbarschaft wird in allen Untersuchungsgebieten auf sehr ähnliche Art und Weise gelebt: man grüßt sich, redet miteinander, tauscht Gefälligkeiten aus wie das Annehmen von Paketen und ist im Bedarfsfall auch bereit, Blumen zu gießen, den Briefkasten zu leeren oder das Ablesen des Stromzählers in der nachbarlichen Wohnung zu beaufsichtigen. Insoweit besteht eine gute Basis für gegenseitige Hilfeleistungen im Katastrophenfall. Nach Einschätzung der Befragten sind jedoch nicht alle Bewohner in nachbarschaftliche Netzwerke eingebunden. Am ehesten ist dies noch in Lichterfelde West der Fall, was an der hohen Homogenität Bewohner liegt. In der Thermometersiedlung und um den Helmholtzplatz würden hingegen Alkoholiker, Drogenabhängige, psychisch Auffällige und auch ältere Bewohner ausgegrenzt. Die Rede ist aber auch von Personen, die selbst kein Interesse an Nachbarschaft hätten und sich isolieren. Dies wäre der Fall bei Personen, die sich sozial überlegen fühlen oder einer abgeschlossenen ethnischen Gruppe angehörten.

Multikulturalität wird allerdings nicht grundsätzlich als negativ empfunden. In der Thermometersiedlung, wo zwei Drittel der Bewohner einen Migrationshintergrund haben, wird auch von der Mehrheit der deutschen Befragten das Miteinander als gut empfunden. Nur in einem Interview kam es zu ausländerfeindlichen Äußerungen. Einzelne Erfahrungen mit störenden Verhaltensweisen von „Fremden“ wurden auf fehlende Sprachkenntnisse oder eine besonders prekäre Lebenssituation zurückgeführt und nicht in abwertende Stereotype eingebettet.

7.5.2 Organisation der Selbsthilfe im Katastrophenfall

Die Befragten aus allen drei Untersuchungsgebieten hatten wenig Mühe Orte zu benennen, die sie als geeignet für die Einrichtung von Anlaufstellen im Not- oder Katastrophenfall ansehen. Dabei waren die Auswahlkriterien auch gruppenübergreifend nahezu identisch. Aus der Sicht der Befragten muss ein geeigneter Ort

- zentral liegen,
- gut bekannt sein

und

- über geeignete Räumlichkeiten verfügen.

Zudem sollen in diesen Anlaufstellen Personen präsent sein, die über gute soziale und insbesondere kommunikative Kompetenzen verfügen.

Selbsthilfeaktivitäten benötigen vielfach einen Anstoß und daher wurde nach Personen gefragt, die in der Lage wären, die Nachbarschaft zu aktivieren. Wenig über-

raschend konnten besonders gut verankerte und vernetzte Befragte solche Personen benennen. Einige konnten sich auch vorstellen, selbst aktiv zu werden. Als geeignet werden insbesondere Personen angesehen, die im Quartier präsent sind und eine sichtbare Funktion haben: als ehrenamtlicher oder hauptberuflicher Mitarbeiter einer kirchlichen oder sozialen Einrichtung, als Hausmeister oder auch als Kassiererin im Supermarkt. Dadurch würden sie viele Bewohner kennen und wären vielen Bewohnern bekannt. Allerdings ist eine solche Funktion für eine erfolgreiche Aktivierung der Nachbarschaft nicht hinreichend. In der Einschätzung der Befragten müssten Freundlichkeit und ein hohes persönliches Engagement hinzukommen.

Gruppenübergreifend wurde angezweifelt, dass Mitarbeiter von Ordnungs- und Sicherheitsbehörden in besonderer Weise in der Lage wären, nachbarschaftliche Selbsthilfe anzustoßen und zu organisieren. Feuerwehrleute, Polizisten oder Mitarbeiter der Ordnungsämter würden zwar als Autorität anerkannt und genossen ein recht hohes Ansehen, müssten aber in einer Katastrophe andere Aufgaben erledigen und ihre Präsenz könnte sogar zu einem Rückgang der Eigeninitiative der Bewohner vor Ort führen.

Auf die Frage, wie die Befragten selbst dazu gebracht werden könnten, Nachbarschaftshilfe zu leisten, ist die eindeutige Antwort: durch persönliche Ansprache, am besten durch eine bekannte Person. Auf diese Weise könnte die Erforderlichkeit der Mithilfe am eindringlichsten und glaubwürdigsten vermittelt werden. Andere Mittel der Kommunikation werden als weniger geeignet aber differenziert beurteilt. Gut sichtbar angebrachte Aushänge und Lautsprecherdurchsagen könnten sinnvoll sein, in die Briefkästen eingeworfene Anschreiben und Flyer würden hingegen wenig erreichen.

8 Unmittelbare Erkenntnisse für das Konzept Kat-Leuchttürme

Der mit dem Kat-Leuchtturmkonzept verfolgte Ansatz erscheint auch im Lichte der Ergebnisse der qualitativen Bürgerbefragung erforderlich und zugleich tragfähig. Es zeigt sich, dass die im Rahmen der quantitativen Studie geäußerte Hilfbereitschaft mehr ist als eine situativ erfolgte mehr oder weniger oberflächliche Anpassung an allgemein bekannte Verhaltensnormen. Die Interviews haben deutlich gemacht, dass Hilfbereitschaft mit spezifischen Regeln und Logiken untersetzt ist, die Hilfeverhalten auch in schwierigen und belasteten Situation ermöglichen und absichern. In allen untersuchten Gebieten bestehen informelle nachbarschaftliche Strukturen, die eine Basis für wechselseitige Unterstützungsleistungen sind. Allerdings bestehen bei diesen nachbarschaftlichen Strukturen Unterschiede, die mit der Geschichte des Quartiers, den Lebensstilen der Bewohner, strukturellen Spannungen usw. in Zusammenhang stehen.

Auch wenn die Hilfsbereitschaft in Krisen und Katastrophen einer eigenen Dynamik unterliegt, ist davon auszugehen, dass das Verhalten in solchen besonderen Situationen an den davor bestehenden Interaktions- und Austauschbeziehungen ansetzt. Je intensiver diese sind und je stärker sie wechselseitige Hilfe einschließen, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit, dass soziale und insbesondere nachbarschaftliche Netzwerke auch in Katastrophensituationen Bestand haben.

Die soziale Stabilisierung von Nachbarschaften, ihre angemessene infrastrukturelle Ausstattung oder gemeinsame positive Erfahrungen der Quartiersbewohner und -bewohnerinnen können die Lebensqualität steigern. Sie stärken aber zugleich die Resilienz von Nachbarschaften gegen die Auswirkungen von Katastrophen wie einen langanhaltender Stromausfall. Insofern handelt es sich um Präventionsmaßnahmen, die mit gezielten Programmen etwa zur Verbesserung der Vorratshaltung kombiniert werden können.

Diese Ergebnisse decken sich mit dem sozialwissenschaftlichen Forschungs- und Wissensstand zum Hilfeverhalten generell, zum prosozialem Verhalten in Katastrophen wie auch zu der Bedeutung von Nachbarschaft und nachbarschaftlichen Netzwerken. Darüber hinaus ergeben sich aus der qualitativen Studie eine Reihe konkreter Ansatzpunkte für die Stärkung nachbarschaftlicher Netzwerke im Katastrophenfall sowie für die Abstimmung von professioneller bzw. staatlicher Hilfe und Selbsthilfe.

Vulnerabilität und besonderer Hilfebedarf können nicht zuverlässig an Hand soziodemographischer Merkmale identifiziert werden. Individuelle Kompensationsstrategien wie das Anlegen von Vorräten durch gesundheitlich belastete Personen oder die Verzahnung von nachbarschaftlichen mit familialen Hilfestrukturen in sozial belasteten Nachbarschaften schaffen bei vermeintlich verletzlichen Personengruppen erhebliche Resilienzpotenziale. Auf der anderen Seite können Lebensstil und Alltagspraxis von Personengruppen mit grundsätzlich gutem Resilienzpotenzial zu einer erhöhten Vulnerabilität führen.

Die Regeln und Logiken des Hilfeverhaltens müssen beachtet und bestätigt werden. Unter diesen Voraussetzungen können sie eine starke verhaltenssteuernde Wirkung

entfalten. Es ist davon auszugehen, dass die Bereitschaft zur Hilfeleistung und auch zur Mitteilung eines Hilfebedarfs unter zwei Bedingungen besonders hoch sind: Hilfeempfang und Hilfeleistung sind als Austauschprozess organisiert und es wird an den in der Nachbarschaft bestehenden Kommunikations- und Interaktionsstrukturen angesetzt.

Für das Gelingen eines bürgernahen Krisen- und Katastrophenmanagements sind die Grundsätze der Reziprozität und Proximität kritisch und sollten folglich durchgängig beachtet werden. Aber auch unter dieser Voraussetzung kann nachbarschaftliche Hilfe unter den erschwerenden Bedingungen eines Ereignisses wie einem anhaltenden Stromausfall nur dann rasch wirksam werden, wenn Hilfebedarfe kleinräumig erfasst und diese mit der vor Ort bestehenden Hilfbereitschaft und den vorhandenen Hilfemöglichkeiten verbunden werden.

Hierzu bedarf es lokaler Anlaufstellen, die die Schnittstellenfunktion zwischen Hilfebedarfen und -angeboten einnehmen. Sie sind an bekannten Orten und insbesondere dort einzurichten, wo Menschen üblicherweise miteinander in Kontakt treten und sich miteinander vernetzen. Zudem erwarten die Bürgerinnen und Bürger, dass sie dort Personen antreffen, die über die Lage informieren können und über eine hohe Akzeptanz und soziale Kompetenz verfügen. Die für Anlaufstellen geeigneten Orte sind von Quartier zu Quartier unterschiedlich. Es können Schulen, Stadtteilläden aber auch Polizeireviere oder Feuerwachen sein.

Für die Mobilisierung von Hilfbereitschaft und –verhalten im Katastrophenfall ist die Kommunikation von herausragender Bedeutung. Diese „Krisenkommunikation“ wird die Bürgerinnen und Bürger am wirksamsten aktivieren, wenn Formen der direkten Ansprache gewählt werden. Die sogenannten Sender, seien dies Mitarbeiter von Polizei oder Feuerwehr, Angehörige der Hilfsorganisationen, Mitarbeiter des Bezirksamtes, die eine Funktion im Kat-Leuchtturmsystem übernommen haben, oder Personen, die ohne speziellen Auftrag bereit sind, vor Ort Verantwortung zu tragen, sollten Folgendes beachten:

- Auf die gemeinsame soziale Identität der sogenannten Empfänger, die sich daraus ergibt, dass sie Bewohner eines konkreten Quartiers sind, sollte deutlich Bezug genommen werden. Hilfebedürftige und Helfer sind gleichermaßen „Kiezbewohner“ und werden in dieser Eigenschaft zu einer Ingroup verbunden.
- Die Besonderheit der Situation („Ausnahmesituation“) und die Notwendigkeit der Eigenaktivität zur Abwehr größerer Schäden für die Menschen im Quartier müssen deutlich kommuniziert werden.
- Die lokal vorhandenen materiellen und sozialen Ressourcen sollten herausgestellt werden und ebenso das nur vor Ort vorhandene Wissen über Personen mit besonderer Vulnerabilität aber auch mit besonderen Kompetenzen.
- Es sollte deutlich gemacht werden, dass externe Unterstützung nur schnell und bedarfsgerecht erfolgen und wirksam werden kann, wenn diese auf lokale Selbsthilfeaktivitäten aufsetzt.
- Hilfebedarfe müssen in konkrete Handlungen und erforderliche materielle Ressourcen heruntergebrochen werden. Dabei ist es wichtig hervorzuheben, dass Hilfe aus einer Vielzahl von Handlungen und Aktivitäten und aus sehr unterschiedlichen materiellen Gütern bestehen kann. Durch eine solche Konkretisie-

rung oder Veranschaulichung wird das Reziprozitätsprinzip „Ich gebe dir und du gibst mir“ aktiviert. Denn hilfebedürftige Personen können erkennen, dass sie selbst über Hilferessourcen verfügen. Und hilfebereite Personen sehen, dass sie auch ohne spezialisierte Kenntnisse, ohne das Eingehen weitreichender Verpflichtungen und ohne das Vorhandensein großer Vorräte Hilfe leisten können.

- Grundsätzlich gilt, dass die Hilfebereitschaft trotz eigener Entbehrungen über einen längeren Zeitraum erhalten bleibt, wenn die Helfer Wertschätzung erfahren und ihnen die Wirksamkeit ihres Tuns deutlich gemacht wird.

In allen Untersuchungsgebieten wurde erkennbar, dass es Personengruppen gibt, die nicht oder zumindest nicht stabil in bestehende nachbarschaftliche Netzwerke und ihre Kommunikations- und Interaktionsbeziehungen eingebunden sind. Im Krisen- oder Katastrophenfall müssen diese Personen – Obdachlose, Alkohol- und Drogenabhängige, psychisch Auffällige, sozial Unangepasste usw. – identifiziert und ggf. gezielt betreut und versorgt werden. Sollte dies im Rahmen der nachbarschaftlichen Selbsthilfeaktivitäten nicht möglich sein, muss für professionelle externe Hilfe gesorgt werden. Dass Nachbarschaftshilfe hier an ihre Grenzen stößt, ist deshalb wahrscheinlich, weil die normativen Mechanismen des Hilfeverhaltens bei diesen Gruppen nur bedingt greifen. Dennoch sollten in der Kommunikation mit den Bürgerinnen und Bürgern ethische Grundsätze angesprochen werden, denn diese können am ehesten dazu führen, dass „schwierigen“ Personen nicht aus den örtlichen Hilfestrukturen fallen.

Personen, die sich mit ihrer Nachbarschaft identifizieren, sind Aktivposten bei der Organisation und Förderung der Selbsthilfe. Sie knüpfen ihr Wohlbefinden bis zu einem gewissen Grad an das der Menschen in ihrem Umfeld. Ihr Hilfeverhalten ist folglich von Eigeninteressen und sogar Eigennutz getragen und wird dadurch belastbar. Solche „Kiezaktivisten“ sollten vornehmlich für die Mitarbeit auf der örtlichen Ebene des Kat-Leuchtturmsystems gewonnen werden. Ihnen wird es am besten gelingen, andere aus der Passivität zu holen. Sie können zur Aktivität motivieren, indem sie deutlich machen, wo und wie Notlagen verhindert und sogar die Situation im Wohnquartier verbessert werden können.

9 Quellen

- Anheier, Helmut, Klaus Hurrelmann (Hrsg.) 2014. Die Hauptstädter: Berlin 25 Jahre nach dem Mauerfall. Gemeinnützige Hertie-Stiftung. Hamburg: Hoffmann und Campe.
- Berger, Peter L, Luckmann, Thomas. 1972. Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. 3. Aufl., Frankfurt a.M. (1970)
- Geißler, Sarah. 2015. Vulnerable Menschen in der Katastrophe - Hilfebedarfe von vulnerablen Bevölkerungsgruppen und Möglichkeiten der Unterstützung bei anhaltendem Stromausfall in Berlin. Analyse im Rahmen des Forschungsprojekts „Katastrophenschutz-Leuchttürme als Anlaufstelle für die Bevölkerung in Krisensituationen“ (www.Kat-Leuchtturm.de)
- Hurrelmann, Klaus. 2008. Hertie-Berlin-Studie. Hamburg: Hoffmann und Campe.
- Jäkel, Regina, Werner Oehlert. 2012. Endbericht zur Sozialstudie Sanierungsgebiet Prenzlauer Berg – Helmholtzplatz. Überprüfung der Ergebnisse der Sanierung. Berlin.
- Knigge von, Adolph. 1977. Über den Umgang mit Menschen. Herausgegeben von Gert Ueding, Frankfurt a.M.: Insel.
- Ohder, Claudius, Röpcke, Julian, Sticher, Birgitta et al. 2014. Hilfebedarf und Hilfebereitschaft bei anhaltendem Stromausfall. Ergebnisse einer Bürgerbefragung in drei Berliner Bezirken. Hochschule für Wirtschaft und Recht Berlin. (www.Kat-Leuchtturm.de)
- Senatsverwaltung für Gesundheit und Soziales (Hrsg.) 2014. Handlungsorientierter Sozialstrukturatlas Berlin 2013, Berlin.
- Sticher, Birgitta, Ohder, Claudius, Schweer, Benedikt, Boehme, Karl, Geißler, Sarah. 2013. Anhaltender Stromausfall in Berlin. Stand und Entwicklungsperspektiven des Krisen- und Katastrophenmanagements, Verlag für Polizeiwissenschaft, Frankfurt am Main.
- Wolfes, Thomas. 1997. Die Villenkolonie Lichterfelde: zur Geschichte eines Berliner Vorortes (1865-1920). Band 58 von Arbeitshefte des Institutes für Stadt- und Regionalplanung, Technische Universität Berlin. Berlin.

Anhang

Befragungsleitfaden

A. Vorstellung, Erklärung des Projekts

Ziele: • Es soll eine kooperative Gesprächsatmosphäre hergestellt werden. • Die interviewte Person wird über den Zweck des Interviews informiert. • Die Zustimmung zur Aufnahme soll erreicht werden.	Informationen für Interviewpartner: - Hallo, mein Name ist - Vielen Dank, dass Sie sich zur Teilnahme an unserer Studie bereit erklärt haben. - Alles, was Sie hier sagen, bleibt anonym, Ihr Name wird nirgendwo genannt. - Was Sie mir erzählen, wird ausschließlich für unsere Studie im Projekt Katastrophenschutz-Leuchttürme verwendet. ➤ In dem Projekt geht es uns um die Frage, welche Hilfeleistungen die Bürger¹ bei einem längeren Stromausfall benötigen. ➤ Da der Staat diese Hilfe allein nicht leisten kann, interessiert uns, wie sich die Bürger untereinander helfen können und wie man das organisieren kann. ➤ Hierzu gibt es bisher kaum Erkenntnisse. Durch das heutige Gespräch, tragen Sie dazu bei, dass wir besser auf einen möglichen Stromausfall vorbereitet sind. ➤ Ich möchte unser Gespräch gerne aufnehmen. Dadurch möchte ich sicherstellen, dass wir nichts von dem, was Sie mir sagen, vergessen. Ist das für Sie in Ordnung?
--	--

1 Aus Platzgründen und Gründen der Lesbarkeit, wird im Leitfaden die maskuline Form verwendet. Im Interview sollte eine „korrekte“ Anpassung erfolgen.

B. *Hineinversetzen in Szenario Stromausfall*

Ziele: • Die interviewte Person wird in die Lage versetzt, sich das Szenario eines länger anhaltenden großflächigen Stromausfalls vorzustellen. • An eventuell bereits bestehende Erfahrungen der Interviewten mit einem Stromausfall wird angeknüpft.	Informationen für Interviewpartner: ➤ Wir beschäftigen uns mit den Folgen eines mehrere Tage andauernden Stromausfalls in ganz Berlin. ➤ Haben Sie schon einmal einen Stromausfall erlebt? ○ Wenn ja, zu welchen Problemen hat das geführt? ➤ Ich möchte kurz beschreiben, welche Folgen ein längerer Stromausfall in ganz Berlin hätte, damit Sie sich in diese Situation hineinversetzen können. ➤ Zusätzliche Infos: http://www.blackout-das-buch.de/quiz.html Wenn der Strom in ganz Berlin für längere ausfällt, funktioniert Vieles nicht mehr. - Licht, Fernsehen und Telefon fallen aus. - Sie können nicht mehr im Internet surfen und auch das Handy nach kurzer Zeit nicht mehr benutzen. - Auch der Notruf (110/112) funktioniert nicht mehr. - Sie können kein Essen kochen, der Kühlschrank funktioniert nicht mehr, eingefrorene Lebensmittel tauen auf. - Ihre Heizung fällt aus. - Der Fahrstuhl im Haus funktioniert nicht mehr. - Wenn Sie oberhalb der dritten Etage wohnen, haben Sie kein fließendes Wasser mehr. - Das Einkaufen wird schwierig, da die meisten Supermärkte schließen müssen. - Sie können weder mit der Geldkarte bezahlen noch Bargeld abholen. - S-Bahn und U-Bahn fahren nicht mehr, Busse in einem Notbetrieb solange der Treibstoff reicht. Das gilt auch für Ihr Auto. - Tankstellen können keinen Treibstoff abgeben. ➤ Stellen Sie sich vor, Sie wären von einem tagelangen Stromausfall in ganz Berlin betroffen. Was wären für Sie die schlimmsten Folgen?
--	--

C. Aktuelle psychosoziale Situation (Status quo) und bestehende Kompensationsmöglichkeiten

Erkenntnisinteresse: Es soll in Erfahrung gebracht werden, wie die aktuelle Situation des Systems ist und ob ggf. in welcher Form aktuell eine besondere Vulnerabilität besteht („System“). • bei der befragten Person • bei Personen, die mit im Haushalt leben • bei Personen, zu denen enge Beziehungen bestehen und die nicht in Haushalt leben. Damit sollen vor allem die derzeit bestehenden Abhängigkeitsnetzwerke in Erfahrung gebracht werden. Es soll in Erfahrung gebracht werden, wie diese Vulnerabilitäten im System aktuell ausgeglichen werden, um zu wissen, wie vulnerabel das „System“ bei Stromausfall wäre. • Abhängigkeit von elektrischen Geräten • Räumliche Entfernung von sich helfenden Personen (z.B. kranke Mutter in anderem Bezirk) • eigene Berufstätigkeit (Beruf in Erfahrung bringen, um zu wissen ob es bei Stromausfall zu einer Konfliktsituation kommen kann, z.B. Feuerwehrmann, Pflegekraft) Es soll in Erfahrung gebracht werden, in welchem Umfang Ressourcen vorhanden sind (Vorräte im Haushalt, Taschenlampe, Gaskocher, Batterieradio, Kerzen, Getränke, Medikamente). Es soll in Erfahrung gebracht werden, ob Haustiere versorgt werden müssen.	Interview: ➤ Wir wollen möglichst genau wissen, welche Folgen ein Stromausfall für Sie haben würde. ➤ Deshalb habe ich einige Fragen zu Ihrer aktuellen Lebenssituation. Abgefragt werden hier Aspekte der aktuellen Lebenssituation und sich daraus ableitende Probleme (Vulnerabilitäten) und wie diese im Alltag kompensiert werden. Abfragereihenfolge: Lebenssituation → bestehende Kompensationen → evtl. Vulnerabilität bei Stromausfall ➤ Wohnen Sie alleine? bzw. Mit wem wohnen Sie zusammen? ➤ Zu wem bestehen enge (verpflichtende) Beziehungen? ➤ Auf welcher Etage wohnen Sie? ➤ Welche gesundheitlichen Probleme bestehen und wie wird damit aktuell umgegangen? 1. bei der befragten Person 2. bei Personen, die mit im Haushalt leben 3. bei Personen, zu denen enge Beziehungen bestehen und die nicht in Haushalt leben. ➤ Berufstätigkeit: Welche berufliche Tätigkeit üben Sie aus? Wie wichtig wäre die Ausübung dieser Tätigkeit bei Stromausfall? ➤ Vorräte: Wie lange reichen Ihre Vorräte? ➤ Besitzen Sie sonstige Dinge wie Medikamente, Batterien, Campingkocher? ➤ Haustiere: Welche bzw. wie viele Tiere haben Sie? Wie lange reichen Ihre Futtermittel?
---	--

D. Hilfebedarfe und Hilfeerwartungen bei langanhaltendem Stromausfall

Erkenntnisinteresse: Es soll in Erfahrung gebracht werden, welche Hilfebedarfe die Person bei langanhaltendem Stromausfall hat. Vor allem interessiert aber, von wem sie Hilfe erwartet (Hilfeerwartung). Dadurch soll ein Bild des Netzwerkes entstehen, in das sich die Person bei Eintritt des Stromausfalls eingebunden fühlt. Die Hilfebedarfe werden dabei unterteilt in • Materielle Dinge (Lebensmittel, Getränke, Batterien, ...) • Dienstleistung (auf Kinder aufpassen, jemanden transportieren, etwas reparieren, mit Person Zeit verbringen, ...) • Umfassendere Hilfe/Betreuung (jemand, der für sie auch längerfristig Verantwortung übernimmt) Die Hilfeerwartungen können sich richten auf • die eigene Familie (nicht im Zentrum des Erkenntnisinteresses) • Freunde • Nachbarn • Fremde • „Staatliche“ Einrichtungen Es soll in Erfahrungen gebracht werden, weshalb die Person annimmt, dass ihr – von der eigenen Familie und engsten Freunden abgesehen – • Freunde, • Nachbarn, • Fremde • „staatliche“ Einrichtungen helfen bzw. nicht helfen würden.	Interview: ➤ Bis jetzt haben wir eher über Ihre aktuelle Lebenssituation gesprochen. Nun geht es darum, Ihre Situation im langanhaltenden Stromausfall zu betrachten. Sie haben bisher gesagt, dass sich Ihre Situation folgendermaßen darstellt.... ➤ Wer könnte Ihnen bei diesen Problemen helfen und warum? 1. Von wem erwarten Sie ... (1. die benötigten Dinge)? 2. Von wem erwarten Sie ... (2. die benötigten Dienstleistungen)? 3. Von wem erwarten Sie... (3. die umfassendere Hilfe)? → Wer könnte Sie in seiner Wohnung aufnehmen? Wenn die Person keine Probleme sieht, dann wird folgende hypothetische Situation abgefragt: Wer könnte Ihnen bei langanhaltendem Stromausfall bei den auftauchenden Schwierigkeiten helfen und warum? • Von wem könnten Sie Kerzen oder Batterien erhalten? (s. 1. materielle Dinge) • Wer könnte Ihnen bei einer Krankheit (Grippe, etc.) etwas zu Essen auftreiben? (s. 2. Dienstleistung) • Wer könnte Sie in seiner Wohnung aufnehmen, wenn Ihre Wohnung nicht mehr bewohnbar ist? (s.3. umfassendere Hilfe)
---	--

E. *Hilferessourcen und Hilfebereitschaft*

Erkenntnisinteresse: Es soll in Erfahrung gebracht werden, in welchem Umfang die Person, entsprechend ihrer Möglichkeiten (Ressourcen), bereit ist, anderen in ihrem Umfeld bei langanhaltendem Stromausfall zu helfen. Hierdurch soll das Bild des Netzwerks vervollständigt werden, in das sich die Person bei Stromausfall eingebunden fühlt. Die Hilfeleistung wird dabei unterteilt in: • Materielle Dinge (Lebensmittel, Getränke, Batterien, ...) • Dienstleistung (auf Kinder aufpassen, jemanden transportieren, etwas reparieren, mit Person Zeit verbringen, ...) • Umfassendere Hilfe/Betreuung (jemand, der für sie auch längerfristig Verantwortung übernimmt) Die Hilfeempfänger werden unterteilt in • Familie (allerdings wird hier davon ausgegangen, dass Hilfeleistung für Familienmitglieder in der Extremsituation selbstverständlich ist.) • Freunde, • Nachbarn, • Fremde, • „staatliche“ Einrichtungen. Es soll in Erfahrung gebracht werden, welche positiven Erfahrungen vorliegen, die den Befragten dazu veranlassen, den genannten Personen zu helfen? • bereits erfahrende Hilfe in Krisen (Reziprozität) • kleinere alltägliche Dienstleistungen, etc. Es soll in Erfahrung gebracht werden, ob es Personen im Umfeld gibt, denen der Befragte nicht helfen würde bzw., die sich vom Befragten nicht helfen lassen würden. Welche Begründungen werden dafür angebracht? • Negative Erfahrungen in der Vergangenheit • Zurückliegende soziale Gruppenkonflikte • Vorurteile, etc.	Interview: ➤ Sie haben uns gerade erzählt, wer Ihnen helfen könnte, mit den Problemen bei langanhaltendem Stromausfall umzugehen. ➤ Nun wird es auch so ernstesten Problemen in der Nachbarschaft kommen. In diesem Zusammenhang würde uns interessieren, wie Sie helfen könnten und wem Sie helfen würden. Zunächst würde uns interessieren: ➤ Welche Hilfe könnten Sie bei langanhaltendem Stromausfall leisten? 1. Materielle Dinge: 2. Dienstleistungen: 3. Umfassendere Hilfe/ Betreuung welcher Art? ➤ Wem würden Sie in dieser Situation womit helfen und warum (z.B. positive Erfahrung)? 1. Materielle Dinge: 2. Dienstleistungen: 3. Umfassendere Hilfe/ Betreuung: Wenn die Person nicht von selber Hilfeleistungen (1,2,3) nennt, dann werden folgende Fragen (- aufgreifen der Fragen zu Hilfeerwartung -) gestellt: - Wem wären Sie bereit, Kerzen oder Batterien zu geben, wenn Sie diese hätten und warum/ warum nicht? (s. 1. materielle Dinge) - Für wen würden Sie Essen auftreiben, wenn dieser die Wohnung aus Krankheit nicht verlassen kann und warum/ warum nicht? (s. 2. Dienstleistung) - Wen würden Sie in Ihrer Wohnung aufnehmen, wenn die Person ihrer Wohnung nicht mehr wohnen kann? Und warum/ warum nicht? (s.3. umfassende Hilfe) ➤ Gibt es Personen, denen Sie nicht helfen würden? Warum nicht? ➤ Gibt es Personen, die keine Hilfe von Ihnen annehmen würden? Wieso ist das so?
---	--

F. *Einschätzung der nachbarschaftlichen Strukturen (als Basis für Hilfeverhalten bei langanhaltendem Stromausfall)*

Erkenntnisinteresse: Es soll in Erfahrung gebracht werden, wie die befragte Person die momentanen Strukturen in der Nachbarschaft und die Qualität und Intensität der Beziehungen einschätzt, um daraus Hilfeverhalten bei langanhaltendem Stromausfall abzuleiten. Es interessiert folglich: • Welche Strukturen bestehen in der Nachbarschaft? ○ Wie homogen, wie heterogen ist die Nachbarschaft? • Wie ist die Qualität der Beziehungen? ○ Positiv, neutral, negativ? • Wie intensiv sind die Beziehungen? Hierzu ist es sinnvoll nach aufsteigender Intensität folgende 3 Stufen zu unterscheiden: ○ Sich-Kennen ○ Gefälligkeiten ○ Helfen (es kann ev. mit einem Schaubild vom betreffenden Umfeld gearbeitet werden) Es soll in Erfahrung gebracht werden, welche Gründe für diese Einschätzung der nachbarschaftlichen Strukturen und die Qualität und Intensität der Beziehungen angegeben werden.	Interview: ➤ Wir haben bisher darüber gesprochen, wer Ihnen bei Stromausfall helfen würde und wem Sie helfen würden. ➤ Doch nun möchten wir noch gerne etwas allgemeiner mit Ihnen über Ihre Nachbarschaft sprechen. (Begründung?) ○ Wie gut kennt man sich? Z.B. grüßt man sich, spricht miteinander? (1. Sich-Kennen) ○ Ist man bereit, für andere Gefälligkeiten zu erfüllen? Z.B. Pakete anzunehmen oder dem älteren Nachbarn eine schwere Tasche zu tragen? (2. Gefälligkeiten, sich gegenseitig etwas borgen) ○ Hilft man sich gegenseitig? z.B. kurz auf Hund oder Kinder aufpassen, Besorgungen erledigen (3. Helfen) ➤ Sie haben geschildert, dass Sie eine gute Nachbarschaft haben. ○ Woran liegt das? Oder ➤ Sie haben kein für Sie zufriedenstellendes Bild von Ihrer Nachbarschaft dargelegt. ○ Wieso glauben Sie, ist die Situation in Ihrer Nachbarschaft so? ○ Was könnte getan werden, um diese zu verbessern? ➤ Gibt es Personen, an denen die nachbarschaftliche Hilfe komplett vorbeigeht? ○ Welche Gründe hat das?
---	---

G. Ansatzpunkte für Organisation der Hilfe vor Ort

Erkenntnisinteresse: Es soll in Erfahrung gebracht werden, welche Schnittstellen zwischen dem nachbarschaftlichen System und dem äußeren System bestehen. Hierbei kann unterschieden werden zwischen • den Orten im Umfeld, die als Anlaufstelle für die Organisation von Hilfe in Frage kämen. • den Personen, die Hilfsbereitschaft der BewohnerInnen mobilisieren und den Prozess der Hilfeleistung organisieren könnten. • Der Art der Kommunikation, die die Menschen vor Ort erreicht	Interview: ➤ Wenn der Strom länger ausfällt, ist es wichtig, dass es eine Anlaufstelle in Ihrem Wohnumfeld gibt, an die Sie sich wenden können, wenn Sie Hilfe brauchen oder wo Sie hingehen können, wenn Sie Hilfe anbieten wollen. ➤ Wo in der näheren Umgebung könnte diese Anlaufstelle Ihrer Meinung nach eingerichtet werden? ➤ Wer wäre hier in der Lage, Menschen zum Mithelfen zu bewegen? ○ Wie kommen Sie auf diese Person(en), was macht sie so besonders? ➤ Es wird Hilfe in der Anlaufstelle gebraucht, wie könnte man Sie ansprechen oder dazu bewegen mitzuhelfen? Fällt Ihnen noch etwas ein, Sie zu aktivieren? ○ Aushang ○ Lautsprecherdurchsage ○ Zettel in Briefkasten ○ persönliche Ansprache durch bekannte Person ○ persönliche Ansprache durch Amtsperson
--	--

H. Abschluss

Ziele: • Positiver Ausklang des Gesprächs • Gewinnung weiterer Interviewpartner • Information über Verbleib der Ergebnisse der Studie	Vielen Dank für das Gespräch. Um weitere Erkenntnisse zu bekommen, wäre es sehr hilfreich, wenn Sie mir noch weitere Ansprechpartner aus dem Haus nennen könnten. Hier habe ich noch eine Kleinigkeit für Sie als Dankeschön. Die Ergebnisse der Studie sind nach Veröffentlichung auf unserer Homepage nachlesbar.
--	---

Codeliste

1. Eigene Erfahrungen mit Stromausfall oder anderen „Katastrophen“ werden berichtet
2. Auf vorgestelltes Szenario Stromausfall wird eingegangen.
3. Aktuelle Lebenssituation wird beschrieben
 - 3.1. physische Aspekte von Wohnung oder Haus (Lage, Ausstattung)
 - 3.2. Soziale Aspekte - innerhalb Wohnung (Familie und Mitbewohner, Haustiere, Betreuung)
 - 3.3. Soziale Aspekte - außerhalb Wohnung (Bekannte, Verwandte, verpflichtende Beziehungen ...)
 - 3.4. Vorrat: Getränke und Lebensmittel
 - 3.5. Vorrat: Kerzen, Kocher und andere Hilfsmittel
 - 3.6. Beurteilung der eigenen Vulnerabilität sowie der Personen im Haushalt (Erkrankung, Medikamentenbedarf, Behinderung usw.)
 - 3.7. Beruf und Arbeit
 - 3.8. sonstige Informationen
4. Hilfebedarf bei Stromausfall wird reflektiert
 - 4.1. Hilfebedarf wird reflektiert und ggf. begründet
 - 4.2. Strategien, Ideen zu Verringerung des Hilfebedarfs
5. Hilfeerwartung bei Stromausfall wird dargelegt und ggf. begründet
 - 5.1. Hilfeerwartung wird allgemein reflektiert und ggf. begründet
 - 5.2. Fokus: „benötigte Dinge“
 - 5.3. Fokus: „benötigte Dienstleistungen“
 - 5.4. Fokus: „Betreuung“ (Unterbringung in der Wohnung)
 - 5.5. Fokus: sonstiges
 - 5.6. Überlegungen zur Frage: „wer hilft mir“ (Familie, Fremde ...)
6. Eigene Hilfebereitschaft bei Stromausfall wird dargelegt und ggf. begründet
 - 6.1. Hilfebereitschaft wird allgemein reflektiert und ggf. begründet
 - 6.2. Fokus: „benötigte Dinge“
 - 6.2.1. Fokus: „benötigte Dienstleistungen“
 - 6.3. Fokus: „Betreuung“ (Unterbringung in der Wohnung)
 - 6.4. Fokus: sonstiges
 - 6.5. Überlegungen zur Frage: „wem helfe ich“ (Familie, Fremde ...)
7. Nachbarschaftliche Beziehungen werden beschrieben
 - 7.1. nachbarschaftliche Beziehungen werden allgemein reflektiert
 - 7.2. Fokus: „Kennen“
 - 7.3. Fokus: „Gefälligkeit“
 - 7.4. Fokus: „Hilfe“
 - 7.5. Gründe für gute nachbarschaftliche Beziehungen
 - 7.6. Gründe für negative nachbarschaftliche Beziehungen und ggf. Möglichkeiten der Abhilfe
 - 7.7. von Hilfestrukturen ausgeschlossene Personen und ggf. Gründe hierfür
 - 7.8. Ausführungen zur Kiezgeschichte
 - 7.9. sonstige Ausführungen zur Nachbarschaft und zum Kiez

8. Ausführungen und Erklärungen lassen ethnischen Bezugsrahmen erkennen
9. Ausführungen Selbsthilfe oder zivilgesellschaftlichem Engagement bei Stromausfall
 - 9.1. Fokus: Anlaufstelle
 - 9.2. Fokus: Personen, die zu Mithilfe bewegen könnten
 - 9.3. Fokus: geeignete / erwünschte Mittel zur Kommunikation

Informationsmaterial für Interviewpartner

 Stromausfall in Berlin Was würde das für Sie bedeuten? Welche Hilfe bräuchten Sie? Würden Sie anderen helfen? Darüber möchten wir mit Ihnen sprechen.  Hochschule für Wirtschaft und Recht Berlin Berlin School of Economics and Law  GEFÖRDERT VOM Bundesministerium für Bildung und Forschung	Wir sind ein Forscherteam der Hochschule für Wirtschaft und Recht Berlin und führen in Ihrem Wohnumfeld Befragungen zum Thema Stromausfall in Berlin durch. Sie können mit uns hierzu einen individuellen Gesprächstermin vereinbaren. Sie erreichen uns unter: Telefon: (030) 30877-2843 E-Mail: kat-leuchtturm@hwr-berlin.de Für Ihre Teilnahme an der Studie bedanken wir uns mit einem kleinen Geschenk. Mit freundlichen Grüßen Das Team der HWR Berlin <u>Persönlicher Termin</u> Datum: _____ Uhrzeit: _____ Kontaktpersonen: Prof. Dr. Claudius Ohder Prof. Dr. Birgitta Sticher Hochschule für Wirtschaft und Recht Berlin www.kat-leuchtturm.de
--	--

Abbildung 14: Handzettel zur Gewinnung von Interviewpartnern



Hochschule für
Wirtschaft und Recht Berlin
Berlin School of Economics and Law



KatLeuchttürme
Bevölkerungsnaher Katastrophenschutz

Stromausfall in Berlin

Was würde das für Sie bedeuten?

Welche Hilfe würden Sie benötigen?

Würden Sie anderen helfen?

Darüber möchten wir mit Ihnen sprechen. Wir sind ein Forscherteam der Hochschule für Wirtschaft und Recht Berlin und führen in Ihrem Wohnumfeld hierzu Befragungen durch. Wir werden versuchen, in den nächsten Tagen mit Ihnen Kontakt aufzunehmen. Sie können aber auch gerne mit uns einen persönlichen Gesprächstermin vereinbaren.

Für Ihre Teilnahme an der Studie werden wir uns mit einem kleinen Geschenk bedanken.

Mit freundlichen Grüßen

Das Team der HWR Berlin

Befragungstermin

Wann: _____

Wo: _____

Das Forscherteam der Hochschule für Wirtschaft und Recht Berlin:



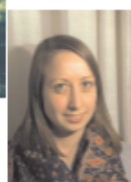
Prof. Dr. Birgitta Sticher



Julian Röpcke



Josephin Glode



Anna W.



Benedikt Schweer



Carls Horn



Sarah Geißler



Prof. Dr. Claudius Ohder

Kontakt:

Prof. Dr. Claudius Ohder, Prof. Dr. Birgitta Sticher

Hochschule für Wirtschaft und Recht Berlin
Alt-Friedrichsfelde 60, 10315 Berlin

E-Mail: kat-leuchtturm@hwr-berlin.de Telefon: (030) 30877-2843

Projekthomepage: www.kat-leuchtturm.de



GEFÖRDERT VOM



Bundesministerium
für Bildung
und Forschung

Abbildung 15: Aushang zur Gewinnung von Interviewpartnern

Kurzportraits der befragten Bürgerinnen und Bürger

Anders als bei standardisierten Befragungen steht bei offenen oder teilstrukturierten Interviews die einzelne Person mit ihrer Biographie, ihrer aktuellen Lebenssituation und ihren Deutungen dieser Situation im Mittelpunkt. In der Auswertung des Interviewmaterials werden die befragten Individuen mit dem Ziel zueinander in Beziehung gesetzt, Gemeinsamkeiten zu erkennen, gruppenspezifische Unterschiede herauszuarbeiten oder generelle Muster bei den Hilfebedarfen und der Bereitschaft zur Hilfeleistung im Katastrophenfall nachzuzeichnen. Nachfolgend werden die einzelnen Personen vorgestellt, die an der Befragung teilgenommen haben. Grundlage dieser Kurzportraits sind die von den Interviewern erstellten Paraphrasen.

Bewohnerinnen und Bewohner der Thermometersiedlung

<i>T1 Mann, 55 Jahre</i>	<i>Gut vorbereitete „Helferseele“ mit einem Gespür für soziale Gerechtigkeit“.</i>
------------------------------	--

Der Befragte lebt mit Ehefrau und Hund in der 11. Etage eines Wohnblocks. Die erwachsene Tochter wohnt in der Nähe. Er ist von Beruf Fleischer, seine Frau ehrenamtlich im Kieztreff engagiert. Beide haben keine gesundheitlichen Einschränkungen. Die Vorräte in seinem Haushalt seien so groß, dass er einen anhaltenden Stromausfall ohne größere Probleme würde durchstehen können. Sein Wohnumfeld und den gesamten Kiez sieht er sehr positiv. Es bestünden viele Kontakte untereinander, auch mit den „ausländischen Leuten“. Man spreche miteinander. Im Fall einer Katastrophe wäre er bereit, die Nachbarschaftshilfe zu koordinieren. Er kenne um die 50 Personen, die mithelfen würden. Er wäre bereit, alle Hilfebedürftigen zu unterstützen und von seinen reichen Vorräten auch an Fremde abzugeben. Er selber geht nicht davon aus, dass er Hilfe benötigen würde. Wenn dem so wäre, wüsste er, dass ihn seine Tochter und zwei Nachbarn im Kiez helfen würden.

<i>T2 Frau, ca. 40 Jahre</i>	<i>Hilfsbereite Krankenschwester mit einem großen Herzen für Kinder und Alte.</i>
----------------------------------	---

Die Befragte wohnt mit ihrem Ehemann, der auch berufstätig ist, und ihren zwei Kindern in der 4. Etage eines Wohnblocks. Nach ihrer Schätzung könnte sie ihre Familie für etwa 5 Tage versorgen. Ihr Bruder wohnt auch in der Nähe. Besonders eng ist sie mit einer Kollegin verbunden, die zwei kleinere Kinder hat, auf die sie öfter aufpasst. Im Kiez kennt sie nur 2-3 Leute. Die Atmosphäre im Haus beschreibt sie als grundsätzlich positiv. Materielle Hilfe erwartet sie im Katastrophenfall von ihrer Freundin und von einer Frau im Kieztreff. Sie würde ihrerseits vorrangig eigenen Familienangehörigen und der befreundeten Familie materielle Hilfe (Lebensmittel) zukommen lassen. Als Krankenschwester würde sie aber allen helfen, die von ihr

Hilfe benötigen, wobei sie Kindern und Alten Vorrang geben würde. Insbesondere würde sie Bewohnern ihres Hauses helfen wollen.

<i>T3</i> <i>Frau, ca. 35 Jahre</i>	<i>Krankenschwester, die sich ihrer Verantwortung bewusst ist.</i>
--	--

Die Befragte lebt mit ihrem Mann, der auch berufstätig ist, ihrer Mutter und ihren 6 und 12-jährigen Kindern in einem der Hochhäuser der Siedlung. Die Familie hat einen türkischen Migrationshintergrund. Bis auf die Mutter sind alle Familienmitglieder gesund. Die Lebensmittelvorräte würden für etwa eine Woche, die Medikamente für die Mutter sogar für zwei Monate reichen. Die Frau hat zahlreiche freundschaftliche Kontakte zu Bewohnern der Thermometersiedlung, die vor allem auf dem Spielplatz entstanden sind. Von diesen würde sie auch Hilfe erwarten. Die Bewohner des Hauses würden Gefälligkeiten tauschen und dies würde die Atmosphäre prägen. Ihr persönliches Hilfsnetzwerk im Haus umfasst vor allem drei Parteien, die keinen Migrationshintergrund haben. Sie benennt einige Problemgruppen, die von diesem System gegenseitiger Hilfe tendenziell ausgeschlossen sind: wenig integrierte Sozialhilfeempfänger, Menschen mit Drogen- und Alkoholproblemen sowie Migranten ohne Deutschkenntnisse.

<i>T4</i> <i>Mann, 81 Jahre</i>	<i>Sozial isolierter Mieter mit pessimistischem Blick auf sein Umfeld.</i>
------------------------------------	--

Der Befragte wohnt erst seit 3 Jahren mit seiner 75-jährigen Ehefrau in der 7. Etage eines der Hochhäuser. Er ist nach zwei Herzinfarkten und einer Lungenentzündung sehr krank und auf den Rollstuhl angewiesen. Lebensmittel und Medikamente reichen für wenigstens eine Woche. Das Ehepaar hat zwei erwachsene Söhne, die in Berlin wohnen, von denen aber keine Hilfe erwartet wird. Der eine Sohn ist ebenfalls krank, der andere wohnt zu weit entfernt. Auf derselben Etage des Hauses wohnt auch noch die Schwester der Frau mit ihrem Mann, aber diese Beziehung beschreibt er als eher schlecht. Das Ehepaar hat nur Kontakt zu einer ehrenamtlichen Mitarbeiterin im Kieztreff und dem Concierge. Ansonsten sind sie ohne Kontakte, kennen die übrigen Mieter ihrer Etage nicht und grüßen nur im Ausnahmefall, z.B. im Aufzug. Er findet es schlimm, dass so viele „Ausländer“ im Haus und in der Siedlung wohnen. Bei dem Szenario würde er durchaus bereit sein zu helfen, die „ausländischen“ Mitbewohner nimmt er aber von Hilfebereitschaft aus.

<i>T5</i> <i>Mann, 31 Jahre</i>	<i>Langjähriger Bewohner der Siedlung mit bester Vernetzung – er jeden.</i>
------------------------------------	---

Der Befragte hat einen türkischen Migrationshintergrund. Er wohnt mit seinem Vater und zwei jüngeren Geschwistern auf der 4. Etage. Der Vater hat sehr viele Vorräte, so dass für die Katastrophe gut vorgesorgt sei. Der Befragte ist ehrenamtlich im Bus-Stop aktiv und dadurch ausgesprochen gut im Kiez vernetzt. Er beschreibt das

soziale Miteinander im Kiez als sehr gut, man helfe sich mit vielen kleinen Gefälligkeiten. Im Katastrophenfall wäre er bereit, eine sehr aktive Rolle zu übernehmen und von den umfänglichen Vorräten an Familienangehörige, Freunde und sogar Fremde abgeben. Nach seiner Einschätzung würden Alkoholiker am ehesten von dem System gegenseitiger Hilfe ausgeschlossen werden.

<i>T6 Frau, 33 Jahre</i>	<i>Wache Einzelkämpferin.</i>
------------------------------	-------------------------------

Die Befragte lebt allein mit einer Schlange in der 6. Etage eines der Hochhäuser. Sie arbeitet in der Gastronomie. Im Notfall würden ihre Vorräte für ca. zwei Wochen reichen. Ihr 15-jähriger Sohn lebt bei seinem Vater in Brandenburg, ihrem Ex-Partner. Wenn sie in Not wäre, würde sie von diesem materielle Hilfe erwarten. Sie wohnt seit fünf Jahren in der Siedlung und beschreibt die sozialen Beziehungen als gut: Man quatscht miteinander, hilft sich. Dies führt sie u.a. auf den guten Einfluss der lange im Kiez lebenden älteren Menschen zurück. Allerdings gibt es auch Personengruppen, die nicht integriert sind. Sie nennt diese „Chaoten“. Sie hat inzwischen zahlreiche Freunde in der Gegend, denen sie im Rahmen ihrer Möglichkeiten helfen würde. Helfen würde sie auch Kindern und alten Menschen, aber insgesamt ist ihre Hilfsbereitschaft eher begrenzt. Sie geht davon aus, sich in Fall eines langen Stromausfalls selbst durchschlagen zu müssen.

<i>T7 Mann, 29 Jahre</i>	<i>Allein erziehender Vater mit idealisiertem Bild des sozialen Miteinanders.</i>
------------------------------	---

Der Befragte hat einen türkischen Migrationshintergrund. Er ist in der Siedlung aufgewachsen und lebt mit seinem 5-jährigen Sohn in der 2. Etage. Die Mutter des Kindes lebt in Kreuzberg und wäre für beide auch eine Anlaufstelle in der Katastrophe. Seine eigenen Vorräte sind eher gering. Er würde sich Hilfe von seiner Mutter und einem guten Freund erhoffen, die beide ebenfalls im Kiez wohnen. Insgesamt berichtet er über einen guten Zusammenhalt im Kiez, idealisiert das soziale Miteinander ohne Konkurrenz, das vor allem über die Kinder entstehe und die damit verbundenen gemeinsamen Aktivitäten. Allerdings sind nach seiner Einschätzung einige Bewohner der Siedlung (ca. 5%) aus diesem Miteinander ausgeschlossen. Wenn er genug Ressourcen hätte, würde er diese teilen. Das Wohl seines Sohnes stehe aber im Vordergrund.

<i>T8 Mann, 70 Jahre</i>	<i>Auf Katastrophen vorbereiteter Querulant, der zwar von seinen Vorräten nichts abgeben möchte, aber im Notfall helfen würde.</i>
------------------------------	--

Der Befragte ist schwerbehindert, wohnt mit einem 66-jährigen Mann, der ebenfalls schwerbehindert ist, und einer Katze in der 10. Etage eines Hochhauses. Er ist mit Vorräten so gut versorgt, dass er bei einer Katastrophe für sich und seinen Mitbe-

wohner sorgen könnte und folglich nicht auf fremde Hilfe angewiesen sei. Sollte er doch Hilfe benötigen, würde er sich an seine Kinder wenden, im Umfeld lebten. Nur diesen würde er seinerseits helfen. Hilfeleistungen für Nachbarn und Fremde lehnt er ab, da er in der Vergangenheit schlechte Erfahrungen gemacht habe. Er erlebt sein soziales Umfeld als sehr anonym. Hilfe sollte, wenn sie erfolgt, auf Gegenseitigkeit basieren.

<i>T9 Frau, 17 Jahre</i>	<i>Vorsichtige Schülerin.</i>
------------------------------	-------------------------------

Die Befragte wohnt seit 12 Jahren mit ihren Eltern und ihrem Bruder in der 19. Etage eines Hochhauses. Sie ist gesund und geht zur Schule. Ihre Familie hat Vorräte für ca. drei Tage. Wenn sie Hilfe benötigen würden, wären die Großeltern da, die einen Garten ganz in der Nähe haben. Wenn die Familie versorgt wäre, würde sie materielle Dinge auch mit anderen, ihr bekannten Personen teilen. Sie wäre grundsätzlich bereit, ihr bekannten Personen zu helfen. Das Miteinander in der Nachbarschaft beschreibt sie als gut. Trotz der 12 Jahre, die sie in dem Haus wohnt, kenne sie viele Bewohner nicht. Insgesamt ist die Familie sozial wenig in das Quartier eingebunden.

<i>T10 Mann, 77 Jahre</i>	<i>Staatskritischer Experte, der weiß wie es geht und alleine klar- kommt: „Ich will Ihnen mal was sagen...“</i>
-------------------------------	--

Der Befragte lebt allein in der 12 Etage. Er hat Vorräte für eine Woche. Wenn das Szenario eintreten würde, würde er sich entweder in der Wohnung einkapseln oder Berlin verlassen und zu seinem Sohn nach Frankfurt gehen. Obwohl er die Nachbarn insgesamt als nett bezeichnet, habe er so viele schlechte Erfahrungen gemacht, dass er keine Hilfe erwartet und nur netten Menschen von seinem Überfluss abgeben würde.

<i>T11 Mann, 45 Jahre</i>	<i>„Als Hausmeister kennt man alle, hilft jedem und kann auch vertrauensvoll auf Hilfe zurückgreifen.“</i>
-------------------------------	--

Der Befragte wohnt mit seinem Sohn in der 21. Etage eines der Hochhäuser. Er ist zuckerkrank. Seine Vorräte reichen für ca. 1 Woche, seine Medikamente eher länger. Aufgrund seiner elfjährigen Tätigkeit als Hausmeister in der Siedlung kennt er sehr viele Mieter. Er erwartet für sich von diesen viel materielle und immaterielle Unterstützung und würde diese seinerseits auch erbringen. Die Bedingung für seine Hilfeleistung ist lediglich, dass seine eigene Existenz nicht bedroht ist. Notfalls würde er mit dem Fahrrad zu seinem zweiten Sohn nach Treptow fahren. Er beschreibt das Miteinander im Kiez sehr differenziert: Es gebe verschiedene soziale Netzwerke (Menschen mit kleinen Kindern, Hundebesitzer, Gruppen mit gleicher ethnischer Zugehörigkeit). Die Menschen in diesen Netzwerken würden sich untereinander hel-

fen. Aber 10-20% der Bewohner seien in kein Netzwerk integriert. Hierzu zählt er vor allem Alkohol- und Drogenabhängige.

T12 Frau, 72 Jahre	<i>„Als Krankenschwester ist man zur Hilfe erzogen worden.“</i>
-----------------------	---

Die Befragte wohnt in der 15. Etage eines Hochhauses. Sie ist mit Rücken- und Herzproblemen gesundheitlich sehr belastet. Dennoch ist sie äußerst hilfsbereit, wolle sich aber nicht ausnutzen lassen. Als ehemalige Krankenschwester habe sie schon immer gerne Menschen geholfen. Bei einem Stromausfall wäre sie bereit, nach Möglichkeit anderen zu helfen, würde aber auch von ihrem Sohn, der in der Nähe wohnt und einigen Nachbarn („der nette Türke gegenüber“) Hilfe erwarten und annehmen. Sie beschreibt ihre Nachbarschaft als nett und multikulturell. Aus ihrer Sicht leistet sie mit ihrem freundlichen, den ausländischen Mitbewohnern gegenüber aufgeschlossenem Verhalten entscheidend zu dem guten Miteinander bei. Ihr Hund erleichtere ihr den Kontaktaufbau zu anderen Bewohner der Siedlung.

T13 Frau, Mitte 20	<i>Als Mitinitiatorin der „Therapie Lichterfelde Süd“ ist ihr besonders wichtig, dass die Bewohner der Siedlung offen miteinander reden.</i>
-----------------------	--

Die Befragte wohnt mit ihrer Katze allein in der 15. Etage eines Hochhauses. Sie ist mobile Altenpflegerin. Lebensmittelvorräte hat sie wenige, nur hinreichend Katzenfutter. Auch wenn sie nicht erwartet, Hilfe zu brauchen, ist sie davon überzeugt, dass es viele Nachbarn im Haus gibt, die ihr helfen würden. Hierzu zählten auch eine arabische und eine griechische Familie, mit deren Kindern sie befreundet ist. Ihre optimistische Einstellung gründet sie auf positive Erfahrungen in der Vergangenheit. Als wichtigen Faktor für das gute Miteinander sieht sie den Eingangsbereich des Hochhauses und den freundlichen Concierge. Man würde miteinander offen und auch über Probleme reden. Sie sei bereit, Hilfsleistungen für andere im Haus zu erbringen.

T14 Mann, Mitte 30	<i>„In der Katastrophe helfen sich alle – so sollte es zumindest sein.“</i>
-----------------------	---

Der Befragte hat einen Migrationshintergrund. Er lebt schon seit über 30 Jahren in der Siedlung und ist von Beruf Netzwerkadministrator. Er wohnt mit seiner Frau und seinen zwei 3 und 7-jährigen Kindern in der 7. Etage eines Mietshauses. Seine Eltern, die auch in der Siedlung wohnen, sind krank und auf seine Hilfe angewiesen. Er versorgt und pflegt sie. Seinen Vorrat an Lebensmitteln beschreibt er als groß. Er habe sehr viele Freunde und guten Kontakt zu seinen Nachbarn. Deshalb erwartet er, dass ihm im Notfall mit materiellen Gütern geholfen würde. Andere in der Krise mit Hilfeleistungen zu unterstützen, hält er für selbstverständlich. Er selber bezeichnet sich als sehr sozialen Menschen, Zwar stehe für ihn die Versorgung seiner

Kinder an erster Stelle, aber er würde sich auch um andere Kinder, alte und kranke Menschen kümmern. Insgesamt beschreibt er die Nachbarschaft im Haus als gut, aber es gebe dennoch einige, die er nicht kennt und solche, die sich für etwas „Besseres“ halten und sich deshalb von den anderen distanzieren würden.

<i>T15 Frau, Mitte 40</i>	<i>Lebt lange im Kiez, hat dort wenige enge Beziehungen, durch Tätigkeit im Bus-Stop aber viele Kontakte.</i>
-------------------------------	---

Die Befragte hat bis vor kurzem in einem Hochhaus gewohnt und lebt nun mit ihrem 20jährigen Sohn und drei Katzen in einem kleineren Mietshaus. Seit der Einschulung ihres Sohnes hat sie engen Kontakt zu zwei weiteren Familien, die ihr verlässliches soziales Netzwerk darstellen und innerhalb dessen man sich gegenseitig hilft. Sie arbeitet halbtags im Bus-Stop und kennt deshalb viele Bewohner der Siedlung. Sie verfügt über hinreichend Vorräte und würde davon etwas an Mitbewohner ihres Hauses abgeben. Die Stimmung in der Siedlung beschreibt sie als gut. Den Zusammenhalt und den Austausch von Gefälligkeiten führt sie auf das gemeinsame Aufwachsen und Älterwerden zurück. Weil diese Verbindung fehlt, sei das Miteinander mit den neuen Mietern auch schwieriger.

<i>T16 Mann, Anfang 70</i>	<i>Hilfsbereiter Alteingesessener, der Partnerin pflegt.</i>
--------------------------------	--

Der Befragte wohnt allein in der 16. Etage eines Hochhauses. Seine von ihm unterstützte epilepsiekrankte Partnerin wohnt ebenfalls in der Siedlung. Er hat sehr gut für einen Stromausfall vorgesorgt. Seine Vorräte reichten für ein halbes Jahr. Er würde davon aber auch an andere abgeben, vorrangig an seine zehn guten Kontakte in der Siedlung. Von diesen erwartet er seinerseits Hilfe. Er beschreibt das nachbarschaftliche Verhältnis, das sich über die Jahre entwickelt hat, als sehr gut. Man hilft sich, unterstützt sich gegenseitig.

<i>T17 Frau, 85 Jahre</i>	<i>„Beim Stromausfall vertraue ich eher auf die Hilfe von Gott, als auf die Hilfe meiner Nachbarn.“</i>
-------------------------------	---

Die Befragte wohnt allein in der 15. Etage eines Hochhauses. Ihr Mann ist verstorben, ihrer Tochter lebt in den USA. Sie wohnt schon sehr lange in der Siedlung. Ihre Vorräte reichen ca. eine Woche. Trotz ihres hohen Alters fährt sie noch Rad. Allerdings ist ihre Hörfähigkeit und psychische Belastbarkeit eingeschränkt. Sehr engen Kontakt hat sie zu einer älteren Nachbarin im Haus, die schwerbehindert ist. Des Weiteren nennt sie eine türkische Familie mit drei Kindern, die auf ihrer Etage wohnt. Von dieser erwartet sie Unterstützung und würde für die Kinder der Familie alles tun, ihnen auch Lebensmittel zukommen lassen, damit sie nicht hungern müssten. Den Zusammenhalt im Haus beschreibt sie als gut, man grüße und unterstützte sich gegenseitig. Die Situation sei auch dank des Concierge besser geworden. Allerdings seien einige Bewohner verschlossen und abweisend.

<i>T18 Mann, Mitte 60</i>	<i>Selbstlos und hilfsbereit im Selbstbild, hilfebedürftig und kontaktarm in der Realität.</i>
-------------------------------	--

Der Befragte lebt seit 40 Jahren in Deutschland und stammt aus der Türkei. Seine Frau, mit der er vier Kinder hat, ist schon mit 39 Jahren gestorben. Er wohnt in der 1. Etage eines Hochhauses allein mit seinem Hund, der für ihn äußerst wichtig ist. Er ist krank und auf Grund von Ausfallerscheinungen, die auf einen Hirntumor zurückzuführen sind, stark behindert. Ein Pflegedienst kommt täglich zu ihm. Seine 4 Kinder, die in Berlin leben, würden gelegentlich vorbeischauen. Seine Vorräte sind gering und er verfügt nur über eine kleine Rente. In der Siedlung hat er einige Kontakte, aber keine Freunde. Seine Familie ist sein soziales Netzwerk. Obwohl er durchaus einige schlechte Erfahrungen gemacht habe, würde er Freunden und Nachbarn helfen. Lediglich unfreundlichen Menschen zu helfen, sei er nicht bereit.

<i>T19 Frau, 77 Jahre</i>	<i>Engagierte Alteingesessene mit vielen Kontakten zu Nachbarn auf ihrem Stockwerk.</i>
-------------------------------	---

Die Befragte wohnt mit ihrem Ehemann in der 17. Etage eines Hochhauses. Sie lebt schon 44 Jahre in der Siedlung und ist durch ihre ehrenamtliche Tätigkeit als Vorsitzende des Mietervereins sehr gut vernetzt und eine für das soziale Leben in der Siedlung sehr wichtige Person. Auch in ihrem hohen Alter ist sie noch ein Mal wöchentlich für den Mieterverein aktiv und versucht bei Problemen zwischen Mietern und der Wohnungsbaugesellschaft zu vermitteln. Obwohl sie und ihr Mann mobilitätsmäßig eingeschränkt sind (sie benötigen Rollatoren), befindet sie sich in einem, aus ihrer Sicht guten gesundheitlichen Zustand. Ihre Vorräte würden für ca. 4 Wochen ausreichen. Hilfe erhält sie regelmäßig durch ihren Sohn, der für bzw. mit den Eltern einkaufen geht. Ihre Kinder wohnen ebenfalls in der Siedlung und sogar im gleichen Haus. Sie beschreibt die Nachbarschaft als „durchmischt“, da in der Siedlung Menschen mit unterschiedlicher Herkunft und Religion zusammenleben würden. Aber der Kontakt sei gut und die Hilfsbereitschaft vor allem unter den Gleichaltrigen auf der Etage hoch. Sie wäre bereit, auch materielle Güter zu teilen. Für andere Hilfeleistungen zu erbringen, sei für sie – soweit es ihr möglich ist – selbstverständlich.

<i>T20 Frau, Mitte 20</i>	<i>„Wir sind hier aufgewachsen wie im Dorf und helfen und uns gegenseitig.“</i>
-------------------------------	---

Die Befragte wohnt mit ihrem 1-jährigen Sohn bei ihrer Mutter im Hochparterre eines Mietshauses. Ihre Vorräte reichen für etwa vier bis fünf Tage. Sie ist in der Siedlung aufgewachsen und mit vielen Menschen vernetzt. Das Miteinander in der Siedlung beschreibt sie als „wie in einem Dorf“ und die Beziehung untereinander als vertraut und gut. Von diesen ihr vertrauten Menschen würde sie auch Unterstützung, überwiegend in Form von Dienstleistungen, erwarten. Auch ihre Großmutter, die in der Siedlung wohnt, wäre für sie eine Anlaufstelle. Sie selber ist bereit, anderen, vor

allem Freunden und Bekannten, mit materiellen und immateriellen Gütern zu helfen. Lediglich völlig Fremde wären von ihrer Hilfsbereitschaft ausgenommen.

Bewohnerinnen und Bewohner des Gebiets Helmholtzplatz

H1 Frau, ca. 40 Jahre	<i>„In der Katastrophe werden die Menschen zu uns kommen, aber wir sind darauf mental und praktisch gut vorbereitet.“</i>
--------------------------	---

Die Befragte wohnt mit ihrem Ehemann und drei Kindern in einer christlichen Basisgemeinde in der Nähe des Helmholtzplatzes. Die christliche Basisgemeinde, die aus 17 Personen besteht, bewohnt in diesem Haus 2 Etagen. Diese Gemeinschaft ist ihr Bezugspunkt, hier arbeitet sie als Erzieherin. Die Ressourcen der Basisgemeinde sind groß und sie geht davon aus, dass im Notfall viele Menschen bei ihnen Unterstützung suchen würden. Sie würde diese Unterstützung auch gewähren, unter Umständen mit ihren und anderen Kindern in ein Landhaus außerhalb von Berlin fahren. Hilfe von Nachbarn außerhalb der Basisgemeinde und der Kirchengemeinde erwartet sie nicht.

H2 2 Frauen, Mitte 30	<i>Engagierte Singlefrauen mit einem großen Freundesnetz und hoher Hilfsbereitschaft.</i>
--------------------------	---

Es wurden zwei Freundinnen gemeinsam interviewt. Ihre Lebenslagen, Einschätzungen und Sichtweisen sind so ähnlich, dass sie zu einem Fall zusammengeführt wurden. Beide Frauen leben alleine, sind gesund, haben keine Kinder und sind berufstätig. Sie kennen ihre Nachbarn in ihrem Wohnhaus nicht, haben aber sehr viele Kontakte zu Freunden im Stadtteil, auf deren Hilfe sie sich verlassen könnten. Sie seien bereit, in Fall einer Katastrophe nicht nur ihrer Familie und ihren Freunden, sondern auch anderen Hilfsbedürftigen (v.a. Kinder) zu helfen und ihre Vorräte und andere Dinge zu teilen.

H3 Mann, ca. 30 Jahre	<i>„Ich bin im Kiez nicht gut vernetzt, aber ich fühle mich hier wohl und würde bei einer Katastrophe helfen.“</i>
--------------------------	--

Der Befragte wohnt seit ca. 2 Jahren in einer an den Helmholtzplatz grenzenden Straße. Er lebte allein. In seinem Haus kennt er niemanden. Er arbeitet überwiegend zu Hause und ist in der Internetbranche tätig. Sein Bezugssystem sind seine Freunde, die über Berlin verteilt sind. Er hat kein Auto, kein Radio und keine Vorräte. Von daher kann er mit anderen wenig teilen, ist aber durchaus bereit, seine Hilfe anzubieten. So würde er z.B. Kurierdienste übernehmen und in begrenztem Umfang auch seine Wohnung zur Verfügung stellen.

H4 Frau, 70 Jahre	<i>Fitte Großmutter, die sich im Kiez sehr wohl fühlt und sich im Notfall zu helfen wüsste.</i>
----------------------	---

Die Befragte wohnt in der Nähe des Helmholtzplatz. Sie sieht sich als gesund und fit, ist aber in ihrer Mobilität eingeschränkt, weshalb sie einen Rollator benötigt. Sie lebt allein und verbringt viel Zeit in einem Treffpunkt für Senioren. Dort ist sie auch ehrenamtlich engagiert. Ihre Kinder leben in fußläufiger Entfernung und besuchen sie sporadisch, würden ihr aber im Notfall helfen. Sie verfügt auch über gute Kontakte im ihrem Wohnhaus – insbesondere zu einem älteren Herrn und zu einer Familie. Ihre Vorräte bestehen vor allem aus Tiefgefrorenem.

H5 Frau, 37 Jahre	<i>„Wir sitzen zwar alle in einem Boot, aber ich muss mich nicht mit allen gut verstehen, denen helfen oder von denen Hilfe bekommen.“</i>
----------------------	--

Die Befragte wohnt im Helmholtzkiez in der 3. Etage eines Mietshauses. Sie lebt mit ihrem Partner und ihren zwei Kindern. Diese sind 2 Jahre und 3½ Monate alt. Es wohnen keine Verwandte im Umfeld. Die Familie hat kaum Vorräte, da täglich frisch eingekauft wird. Ihr Netzwerk besteht vor allem aus anderen Eltern, die sie über die Kita kennt. Aber sie hat auch Kontakte im Haus. Die Beziehungen in der Nachbarschaft beschreibt sie als eher unverbindlich, aber angenehm. Da sie sich um ihre kleinen Kinder kümmern müsste, wäre sie im Katastrophenfall stark mit ihrer Familie beschäftigt. Hilfeleistung für andere könne sie nur sehr eingeschränkt erbringen und wohl nur dann, wenn sie direkt danach gefragt würde.

H6 Frau, 30 Jahre	<i>„Die anderen Eltern aus dem Geburtsvorbereitungskurs wären in der Krise mein Fels.“</i>
----------------------	--

Die Befragte lebt mit ihrem Mann und einem sieben Monate alten Kind in der 3. Etage eines Altbaus im Helmholtzkiez. Ihre Familie wohnt in einem anderen Bundesland. Vorräte sind wenig vorhanden, da immer frisch eingekauft wird. Zu den direkten Nachbarn im Haus bestehen Kontakte und diese Nachbarn würde sie auch um Hilfe bitten. Die restlichen Mieter im Haus kennt sie nicht. Diese seien überwiegend berufstätig und somit sehr beschäftigt. Ihre besten vier Freunde wohnen im Kiez und sind Paare mit Kindern. Sie befänden sich somit in der gleichen Lebenssituation. Diesen würde sie auch zuerst helfen. Grundsätzlich sei sie sehr hilfsbereit, aber damit sie hilft, müsste man wohl direkt auf sie zukommen.

H7 Frau, 23 Jahre	<i>„Ich kenne meine Nachbarn nicht und verlasse mich eher auf meine Freunde.“</i>
----------------------	---

Die Befragte ist Studentin, gesund und wohnt mit einer Freundin zusammen im Helmholtzkiez. Im Haus kennt sie niemanden näher. Im Haus würden kleine Gefäl-

lichkeiten wie das gegenseitige Annehmen von Pakete getauscht. Ihre Freunde wohnen im Kiez und seien folglich fußläufig erreichbar. Von ihnen erwartet sie im Notfall Hilfe und ihnen würde sie auch Hilfe geben. Die eigenen Vorräte sind gering. Fremden würde sie am ehesten helfen, wenn sie direkt darum gebeten würde.

H8 Frau, ca. 50 Jahre	<i>„Im Notfall wird schon geholfen.“</i>
--------------------------	--

Die Befragte ist Studentin und wohnt allein. Ihre Familie lebt in einem anderen Bundesland. Ihr Netzwerk besteht aus drei Freunden, die im Umfeld wohnen und zwei weiteren Freunden, die in anderen Stadtteilen leben. Die übrigen Bewohner des Hauses kennt sie nicht, geht aber davon aus, dass man sich in der Krise helfen würde. Insgesamt empfindet sie ihr Wohnumfeld und auch den ganzen Kiez als sehr anonym. Ihre eigenen Vorräte sind sehr gering. Sie sei aber bereit, im Krisenfall ihre Hilfe allen zur Verfügung zu stellen.

H9 Frau, 25 Jahre	<i>„Helfen würde ich, aber ich kenne hier niemanden.“</i>
----------------------	---

Die Befragte ist Studentin. Sie lebt allein und wohnt noch nicht lange im Kiez. Die Nachbarn im Haus kennt sie nicht, geht aber davon aus, dass man sich notfalls helfen würde. Sie selbst hat keine Vorräte und verfügt über keine sonstigen Ressourcen wie Batterien, Kerzen, oder einen Gaskocher. Ihre Freunde, von denen sie Hilfe erwarten würde, wohnen in anderen Stadtbezirken. Sie sei grundsätzlich hilfsbereit, nennt aber mehrere Bedingungen, von denen sie ihre Hilfeleistung abhängig machen würde. So z.B. die Art des Fragens der hilfesuchenden Person.

H10 Frau, Mitte 20	<i>„Ich helfe, soweit es mir möglich ist und vertraue auf meine Mitbewohnerin und meine Freunde, wenn ich Hilfe brauche.“</i>
-----------------------	---

Die Befragte ist Studentin und wohnt mit H7 zusammen. Außer ihrer Mitbewohnerin hat sie zwei Freundinnen, die nicht im Kiez wohnen. Von diesen würde sie Hilfe erwarten. Kontakte im Haus bestehen keine und die Vorräte sind äußerst gering. Sie sei grundsätzlich bereit zu helfen, auch Fremden.

H11 Mann, 23 Jahre	<i>Student, der noch zu Hause wohnt und im Kiez wenig vernetzt ist.</i>
-----------------------	---

Der befragte ist Student. Er wohnt mit seinen Eltern seit 12 Jahren in der 3. Etage eines Mietshauses. Vorräte sind nach seiner Einschätzung für etwa 1 Woche vorhanden. Gute Beziehungen bestehen zu den Wohnungsnachbarn, mit deren Sohn er in die Schule gegangen ist. Zwischen seiner Familie und den Nachbarn würde gegenseitig Hilfe geleistet. Zwei Freunde leben ebenfalls im näheren Umfeld und bei

diesen würden er und seine Eltern Hilfe finden. Schon aufgrund seiner christlichen Grundorientierung sei er hilfsbereit. Allerdings stünde die Versorgung seiner Familie und seiner Freunde an erster Stelle. Die Glaubensgemeinschaft stellt für ihn ein wichtiges Netzwerk dar.

H12 Frau, 33 Jahre	<i>„Das sind alles akademische Einzelkämpfer hier, sonst sehr schön.“</i>
-----------------------	---

Die Befragte lebt mit Partner und zwei kleinen Kindern im Gebiet Helmholtzplatz. Die Kinder sind 3 Jahre und 6 Monate alt. In zwei anderen Berliner Bezirken leben weitere Familienmitglieder. Die Vorräte der jungen Familie an Lebensmitteln und sonstigen wichtigen Gütern sind gering. Hilfe erwartet sie von den in Berlin lebenden Familienangehörigen, möglicherweise auch von Familienangehörigen in Hamburg und Frankfurt, einem befreundeten Haushalt in der Nachbarschaft sowie von zwei Familien, die sie über die Kinder kennt – allerdings hätten diese auch wenig Vorräte in ihren Wohnungen. Hilfbereitschaft sei grundsätzlich vorhanden, diese würde aber zunächst den Freunden gelten. Im Kiez beobachtet sie überwiegend asoziales Akademikerverhalten. Das Klima sei durch soziale Kälte und Distanz geprägt.

H13 Frau, 29 Jahre	<i>Individualisierte junge Mutter mit ausgewählten Netzwerkpartnern.</i>
-----------------------	--

Die Befragte lebt mit ihrem Partner und ihrem 10 Monate altem Kind im 5. Stock eines Mehrfamilienhauses im Quartier Helmholtzplatz. Ihre Schwester wohnt ebenfalls mit Partner und Kind im Kiez. Ihr Bruder wohnt auch in Berlin, ihre Eltern allerdings in einem anderen Bundesland. Die junge Familie hat nur sehr wenige Vorräte, da regelmäßig frisch eingekauft wird. Hilfe erwartet die Befragte vor allem von ihrer Schwester und ihrem Bruder, aber auch von Nachbarn, die auf der gleichen Etage wohnen und zu denen ein guter Kontakt besteht. Sie würden diesen Personen auch helfen. Grundsätzlich sei sie bereit, auch anderen zu helfen. Nur Kindernahrung würde sie für sich behalten. Ihr Umfeld beschreibt sie als gemischt freundlich und eher distanziert.

H14 Mann, 30 Jahre	<i>„Bei uns wird jedem geholfen.“</i>
-----------------------	---------------------------------------

Der Befragte lebt in einer Wohngemeinschaft in der zweiten Etage eines Mietshauses. Er hat zwei Mitbewohner. Die Lebensmittelvorräte würden für ca. 1 Woche reichen. Er hat ein sehr gutes Verhältnis zu seinen Nachbarn, vor allem zu drei oder vier anderen Parteien im Haus. Man hilft sich (materiell und immateriell) schon jetzt gegenseitig und dies wäre auch in der Krise so. Zu dem guten Verhältnis im Haus trägt aus seiner Sicht ein von den Bewohnern zweier Häuser gemeinsam genutzter

bei. Er hat darüber hinaus einige Freunde in fußläufiger Nähe. Zu seiner Familie äußert sich der Befragte nicht.

H15 Frau, 35 Jahre	<i>„Es kommt immer darauf an, wie nah man seine Nachbarn an sich heran lässt.“</i>
-----------------------	--

Die Befragte wohnt mit ihrem Mann und ihren zwei Kindern, die 21/2 und 6 Monate alt sind, seit zwei Jahren im Kiez. Sie ist von Beruf Entwicklungsingenieurin. Ihre Vorräte sind gering und würden nur für zwei Tage reichen. Sie hat zu zwei Nachbarn im Haus etwas engere Beziehungen und geht davon aus, dass man sich gegenseitig helfen würde. Mit einer weiteren Familie in der Nachbarschaft bestehen freundschaftliche Beziehungen. Allerdings vermutet sie, dass diese ebenfalls nur über geringe Vorräte verfügen. Insgesamt bezeichnet sie die Beziehungen im Kiez als eher verhalten. Sie seien nicht komplett anonym aber auch nicht vertraut. Den Grund hierfür sieht sie in der hohen Fluktuation der Bewohner. Besondere Hilfeleistung erwartet sie von den Schwiegereltern, die mit dem Fahrrad zu erreichen wären. Grundsätzlich sei sie bereit zu helfen, wenn eine Notsituation vorliegt. Man müsse sie allerdings direkt ansprechen.

H16 Frau, Mitte 50	<i>Alt eingesessene, gut vernetzte und engagierte Kiezmutter.</i>
-----------------------	---

Die Befragte lebt schon seit ihrer Kindheit im Quartier. Ihr Mann ist bereits verstorben und ihre Kinder sind erwachsen. Sie ist als Sonderpädagogin tätig und betreibt das Kinder-Café am Helmholtzplatz. Mit Vorräten ist sie sehr gut ausgestattet. Diese würde für ca. einen Monat reichen. Sie wäre auch bereit, davon anderen abzugeben. Insgesamt ist sie sehr hilfsbereit. Sie hat aufgrund ihrer Tätigkeit, vor allem der Arbeit mit Kindern, ein sehr großes Netzwerk im Kiez. Sie beschreibt sich selber als Kiezmutter, als Knotenpunkt eines großen Netzwerkes. In der Krise erwartet sie Hilfe von der christlichen Basisgemeinde und von Freundinnen. In der Krise würde sie sich besonders für Kinder einsetzen. Sie sieht eine bedauerliche negative Entwicklung im Kiez, v.a. den Verlust an Gemeinschaftlichkeit. Es bestünden Konflikte zwischen Alteingesessenen und Neuzugezogenen. Sie erlebe, dass die Obdachlosen immer mehr verdrängt würden.

H17 Frau, 45 Jahre	<i>„Seit Wessis nach Prenzlauer Berg gekommen sind, ist es hier viel anonym.“</i>
-----------------------	---

Die Befragte lebt mit ihrem Partner in der zweiten Etage eines Mietshauses in der Nähe des Helmholtzplatz. Ihre Mutter besucht sie sporadisch, ihre Tochter lebt ca. eine Stunde entfernt in Berlin. Sie arbeitet als Technikerin beim Deutschlandradio. Ihre Vorräte sind gering und reichen für etwa 2 Tage. Sie verfügt aber über einen Campingkocher, Taschenlampen und Kerzen. Hilfe erwartet sie von den Nachbarn im Haus, die sie noch „von früher“ kennt. Darüber hinaus hat sie eine gute Freun-

din, die in der Nähe lebt. Grundsätzlich sei sie bereit, Menschen zu helfen, die Hilfe benötigen. Die Nachbarn, mit denen sie befreundet ist, stünden allerdings an erster Stelle. Sie beklagt den Wandel im Kiez, der mit der Sanierung und dem Zuzug der Wessis eingetreten sei. Diese beschreibt sie als arrogant, spießig und wenig hilfsbereit. In ihrem Wohnhaus gebe es eine starke Fluktuation der Mieter.

H18 Frau, 80 Jahre	<i>„Früher kannte man noch seine Nachbarn im Haus.“</i>
-----------------------	---

Die Befragte wohnt mit ihrem Ehemann in der Nähe zum Helmholtzplatz in der zweiten Etage eines Mietshauses. Verwandte im näheren Umfeld hat sie nicht und kennt dort auch nur wenige. Sie beschreibt sich als gesundheitlich fit. Sie ist aber in ihrer Mobilität etwas eingeschränkt. Sie verfügt über reichlich Vorräte. Im Haus hat sie einen sehr guten Kontakt zu ihrer direkten Nachbarin. Sie würden sich gegenseitig helfen und unterstützen. Auch zwei weitere Nachbarn würde sie um Hilfe bitten. Die Atmosphäre in der Nachbarschaft habe sich aber sehr verschlechtert. Die Anonymität sei groß. Teilweise würde nicht einmal begrüßt, der Umgang sei überwiegend unhöflich. Sie sei zwar hilfsbereit, nehme Pakete an usw., tue dies aber nur ungern. Dennoch würde sie in der Krise grundsätzlich allen helfen. Sie fühle sich aufgrund der ihr vermittelten Grundwerte dazu verpflichtet.

H19 Frau, 33 Jahre	<i>„Ich kümmere mich zuerst um mich selbst und um meine Familie.“</i>
-----------------------	---

Die Befragte wohnt allein in einer Dachgeschosswohnung. Sie ist vor 1½ Jahren in das Quartier gezogen, wohnt aber bereits seit sieben Jahren im Stadtteil Prenzlauer Berg. Sie arbeitet als Assistentin der Geschäftsführung eines Unternehmens in der Automobilbranche. Sie kauft in der Regel für eine Woche ein, hat aber insgesamt wenig Vorräte. In ihrem Haushalt gibt es keine Taschenlampe und keinen Campingkocher. Als ihr soziales Netzwerk besteht aus ihrem Freund, ihrer Familie, Freunden in Neukölln und Kreuzberg. Eine gute Freundin lebt in der Nähe. Im Haus hat sie nette Nachbarn, die sie sehr gut kennen würde. Die Beziehung im Haus und zu den Nachbarn beschreibt sie generell als sehr gut. Es fänden kurze Gespräche statt und man würde sich auch über den Austausch von Gefälligkeiten hinaus gegenseitig unterstützen und helfen. Im Krisenfall würde sie ihre Vorräte an Lebensmitteln mit ihr nahestehenden Personen teilen – wozu auch die Nachbarn zählten. Sie sei grundsätzlich bereit, auch für andere Hilfeleistungen zu erbringen, möchte aber angesprochen werden.

H20 Mann, 33 Jahre	<i>„Ich setze im Katastrophenfall vorrangig auf meinen Freund und auf Bekannte.“</i>
-----------------------	--

H20 lebt allein mit seiner Katze in einer Einzimmerwohnung in der 3. Etage eines Mietshauses und macht eine Ausbildung zum Erzieher. Es ist zu vermuten, dass er

schon sehr lange im Haus lebt, da seine Mutter in der 2. Etage wohnt. Der Befragte berichtet von einer sehr guten Einbindung in das Haus und einer angenehmen Nachbarschaft. Hierzu tragen offenbar der wöchentlich stattfindende Stammtisch und der Garten bei, um den man sich gemeinsam kümmert. Von Nachbarn würde er Nahrungsmittel erhalten, von seiner Mutter vorrangig praktische Hilfeleistungen und von Freunden Informationen. Er selbst sieht sich als sehr hilfsbereit. Im Alltag hilft er älteren Menschen und würde in der Krise, sofern seine Selbstversorgung gesichert wäre, unterschiedslos materielle Güter abgeben und für andere Dienstleistungen erbringen.

Bewohnerinnen und Bewohner des Gebiets Lichterfelde West

In Lichterfelde West wurden sieben (Ehe-)paare interviewt. Obgleich die Interviews separat erfolgten und zwischen den Partnern durchaus unterschiedliche Sichtweisen bestehen, bietet es sich an, diese Interviewpartner paarweise vorzustellen. Die übrigen sechs Gesprächspartner werden einzeln vorgestellt.

L1 Mann, 69 Jahre	<i>„Das gute nachbarschaftliche Verhältnis hat sich über die Jahre entwickelt.“</i>
L2 Frau, 65 Jahre	<i>„Wir sind eine eingeschworene Gemeinde und helfen uns in der Krise mit allem.“</i>

Das Ehepaar bewohnt ein eigenes Haus mit Garten. Sie haben zwei erwachsene Kinder, die eigene Familien haben. Es bestehen keine gravierenden gesundheitlichen Einschränkungen. Beide sind hoch mobil. Die Lebensmittelvorräte würden in der Regel für etwa eine Woche ausreichen. Die Beziehungen in der Nachbarschaft werden positiv beschrieben, von der Ehefrau allerdings als verbindlicher erlebt als vom Ehemann. Die Kontakte hätten sich über die Zeit (mehr als 25 Jahre) aufgebaut und werden als im Alltag unterstützend, aber – zumindest aus der Sicht des Ehemannes – auch distanziert erlebt. Aus der gegenseitigen Unterstützung im Alltag wird die Bereitschaft und Verpflichtung abgeleitet, den Nachbarn, die alle älter sind, in einer Krise bzw. Katastrophe zu helfen. Helfen bedeute vor allem, von dem abzugeben, was im Überfluss da sei. Das Hilfeverhalten wird stark von der Länge und den tatsächlichen Auswirkungen des Stromausfalls abhängig gemacht.

Obwohl die Grundsituation der Eheleute identisch ist und ein lang anhaltender Stromausfall nach eigener Einschätzung von beiden gut überstanden werden würde, lassen die Äußerungen der Ehefrau auf eine positivere Wahrnehmung der nachbarschaftlichen Beziehungen und die Annahme einer höheren Hilfsbereitschaft im Katastrophenfall schließen.

L3 Frau, 70 Jahre	<i>„Unser Kiez besteht aus fünf Einfamilienhäusern und ihren Bewohnern. Wir helfen uns immer, andere Leute im LOR kennen wir nicht.“</i>
L4 Mann, 75 Jahre	<i>„Wir Nachbarn halten zusammen.“</i>

Beide Befragte leben seit etwa 60 Jahren in Lichterfelde West und das Ehepaar bewohnt ein eigenes Haus. Sie verfügen über größere Vorräte, die etwa 2 Wochen reichen würden. Verpflichtende familiäre Beziehungen bestehen nicht. Ihr Sohn wohnt in Berlin. Trotz des Alters sind beide gesundheitlich wenig eingeschränkt. Ihre Hilfebereitschaft beschränkt sich auf die Bekannten im nahen Umfeld ihres Hauses, die sich ohnehin gegenseitig unterstützen: Die „Insel der Glückseligen“. Fremden gegenüber ist das Ehepaar sehr misstrauisch, der Mann noch stärker als die Frau.

L5 Frau, 71 Jahre	<i>„Unser Haus hält sicher zusammen. Ich bin eh immer positiv eingestellt.“</i>
L6 Mann, 75 Jahre	<i>„Wir sind gut versorgt, wissen uns zu helfen. Anderen zu helfen ist für mich selbstverständlich.“</i>

Das befragte Ehepaar wohnt seit über 20 Jahren in einem Haus mit 8 Mietparteien. Gemessen an den Standards in Lichterfelde West handele es sich um einen „Sozialbau“. Allerdings gibt es einen Garten mit Gartenhaus. Trotz des fortgeschrittenen Alters ist das Paar gesundheitlich wenig eingeschränkt, beide fahren noch Fahrrad. Familiäre Verpflichtungen bestehen gegenüber der 90-jährigen Mutter der Frau und dem einjährigen Enkelkind, das sie zur Entlastung des berufstätigen Sohnes und dessen ebenfalls berufstätiger Ehefrau häufiger beaufsichtigen. Die vorhandenen Vorräte sind groß und würden für etwa vier Wochen ausreichen. Bei einem Stromausfall würde somit keine Notlage entstehen. Die Beziehungen vor allem im Haus und nahen Umfeld werden als sehr positiv und familienähnlich charakterisiert. In diesem stabilen Beziehungsnetz wird Hilfe gegeben und auch angenommen. Die Frau fühlte sich in der Katastrophe moralisch verpflichtet, auch Fremden zu helfen, wenn diese sie darum bäten. Auch für den Mann ist das Teilen von Gütern – auch mit Fremden – in der Not selbstverständlich, zu praktischen Hilfeleistungen wäre er auf jeden Fall bereit.

L12 Mann, Mitte 70	<i>„Wir erwarten im Grunde keine Hilfe. Durch die 6 Tage kommen wir auch allein. Aber in der Krise würden alle Haushalte in unserem Haus zusammenhalten.“</i>
L13 Frau, Mitte 70	<i>„Ich bin ein Kriegskind und denke aufgrund meiner Erfahrungen ganz anders als jüngere Menschen.“</i>

Das Ehepaar wohnt über 30 Jahre in Lichterfelde West in einer Dreizimmerwohnung eines Mehrfamilienhauses. Sie sind trotz ihres Alters noch sehr mobil und aktiv. Medikamente werden zwar benötigt, sind aber auf Vorrat. Die Vorräte an Lebensmitteln sind auch so umfangreich, dass ein einwöchiger Stromausfall kein gravierendes Problem darstellen würde. Ein erwachsener Sohn lebt in Berlin und wäre nicht auf ihre Hilfe angewiesen. Das Ehepaar hilft aktuell einem älteren Mann im Haus und die Ehefrau ist ehrenamtlich engagiert. Aufgrund ihrer Kriegserfahrungen wüssten beide, wie wichtig Hilfe ist und sie wären auch in hohem Maße bereit, diese selber zu geben. Gegenüber völlig Fremden wären sie allerdings vorsichtig.

L14 Mann, ca. 70 Jahre	<i>„Wir sind kaum auf einen Stromausfall vorbereitet, aber das wird sich jetzt ändern.“</i>
L15 Frau, ca. 70 Jahre	<i>„Ich würde von mir aus kaum Hilfe anbieten, aber wenn ich gefragt würde, würde ich umfassend helfen.“</i>

Das Ehepaar wohnt seit vielen Jahren im 2. Stock eines Mehrfamilienhauses mit sechs Parteien. Sie sind gesund und mobil. Ein Sohn wohnt mit seiner Familie in Berlin. Das Ehepaar legt sehr viel Wert auf Selbstständigkeit. Aus diesem Grund ist das Szenario Stromausfall für sie bedrohlich, da ihnen die eigene Versorgungslage als unzureichend erscheint. Zu den übrigen Bewohnern des Hauses besteht eine freundschaftliche, aber distanzierte Beziehung. Hilfebereit sind sie in erster Linie gegenüber der eigenen Familie und Freunden. Fremden würde Hilfe gegeben, wenn diese danach fragen würden. Die eigenen Ressourcen dürften aber nie dadurch in Gefahr gebracht werden.

L8 Mann, 58 Jahre	Die soziale Schicht in Lichterfelde West macht den Kiez zu einem angenehmen und friedlichen Ort.“
L10 Frau, 55 Jahre	<i>„Ich kenne nur die Leute im Haus. Von der Nachbarschaft bekomme ich nicht viel mit, da ich arbeite und viel unterwegs bin.“</i>

Das Ehepaar - er ist Lehrer, sie selbständige Buchhalterin - wohnt seit 30 Jahren im Quartier und fühlt sich dort aufgrund der hohen sozialen Homogenität der Bewohner wohl, kennt aber nur wenige im Umfeld. Beide sind gesund und mobil, fahren Rad. Sie haben keine verpflichtenden sozialen Beziehungen. Sie beschreiben die Beziehung zu den Mitbewohnern im Haus als angenehm, freundschaftlich, aber dis-

tanziert. Ein langer Stromausfall würde für sie kein besonderes Problem darstellen. Gegenseitige Hilfe im Notfall würde vor allem unter Freunden geleistet. Wenn nachgefragt würde, wären sie auch gegenüber anderen aus der Gegend hilfsbereit - sofern sie diese sympathisch fänden. Gegenüber Bevölkerungsgruppen anderer Berliner Bezirke haben sie starke Vorbehalte.

L9 Mann, 55 Jahre	„Unsere Nachbarn sind wie Freunde und wir würden uns helfen. Bei Stromausfall wären aber meine Frau und ich eh im Krankenhaus und würden dort arbeiten.“
L11 Frau, ca. 45 Jahre	„Ich kenne nur die Leute im Haus, kriege von der Nachbarschaft kaum etwas mit. Meine Freunde wohnen alle am anderen Ende von Berlin.“

Das Ehepaar wohnt mit ihrem 13-jährigen Sohn seit ca. 5 Jahren in einem Mehrfamilienhaus und fühlt sich dort sehr gut integriert. Die eigene gesundheitliche Situation ist gut. Dies gilt auch für die vorhandenen Vorräte, die für einen eventuellen Stromausfall ausreichen würden. Ihr Beruf ist ein wesentlicher Bezugspunkt in ihrem Leben. Als Mediziner fühlen sich beide zu Hilfeleistung verpflichtet. Durch ihre hohe berufliche Beanspruchung müsste ihr Sohn im Krisenfall eine Anlaufstelle haben; diese wäre im Haus gegeben.

L7 Frau, 70 Jahre	„Unser Haus ist wie eine Alters-WG. Mir wurde hier schon geholfen und in der Krise würden wir uns untereinander helfen.“
----------------------	--

Die Befragte wohnt schon sehr lange in der Gegend und fühlt sich gut integriert. Sie ist trotz ihres Alters vollkommen gesund und mobil. Sie hat wenig Vorräte, sieht sich aber gut gewappnet, da sie über die Fähigkeit verfüge, ihre Bedarfe einzuschränken. Im Umfeld gibt es niemanden, der auf ihre Hilfe angewiesen sind. Weil sie in der Vergangenheit aus der Nachbarschaft Hilfe erhalten hat, geht sie davon aus, dass man sich auch in der Krise untereinander helfen würde. Sie ist zwar gegenüber Fremden vorsichtig, sieht sich aber als grundsätzlich sehr hilfsbereit, insbesondere in Form von praktischen Hilfeleistungen.

L16 Frau, Anfang 40	„Das wird hier funktionieren, denn hier ist ein tolles Eckchen. Innerhalb von 4 Wochen kannte ich alle Nachbarn.“
------------------------	---

Die Interviewpartnerin ist verheiratet und hat einen erwachsenen Sohn. Ihre Schwiegermutter lebt im nahe gelegenen Altersheim und wird von ihr besucht. Die Befragte ist schwerhörig. Sie lebt schon lange im Quartier, ist aber vor kurzem in eine andere Wohnung umgezogen. Sie fühlt sich sehr wohl in der Gegend und berichtet von gegenseitiger Hilfeleistung im Alltag. Ihre Vorräte sind eher gering. Sie würde materielle Hilfe im engen Freundesnetzwerk erwarten und leisten, wäre aber auch bereit, Fremde mit praktischen Hilfeleistungen zu unterstützen.

L17 Frau, ca. 70 Jahre	„Das wird klappen. In dieser eleganten Dorfgemeinschaft helfen sich doch alle gern.“
---------------------------	--

Die Befragte wohnt mit ihrem erwachsenen Sohn in einem Mehrfamilienhaus. Sie verfügt über hinreichend Vorräte, um gut durch eine Krisensituation zu kommen. Sie ist gesund, mobil und im Quartier ehrenamtlich engagiert. Ihre Nachbarschaft erlebt sie als „Gemeinschaft“, berichtet von harmonischem Miteinander und viel gegenseitiger Unterstützung im Alltag. Sie würde jedem helfen, der in Not sind – allerdings keine Fremden bei sich aufnehmen.

L18 Mann, Ende 60	„Wir sind mit der Zeit zusammengewachsen. Deshalb klappt das hier auch.“
----------------------	--

Der Interviewpartner wohnt seit 40 Jahren im Kiez. Zusammen mit einer weiteren Person wohnt er in einer Wohnung eines nur von zwei Parteien bewohnten Hauses. Die Vorräte im Haushalt reichen nach seiner Einschätzung für ca. eine Woche. Das Umfeld beschreibt er als sehr homogen („ähnlicher sozialer Stand“), die Nachbarn als freundlich und hilfsbereit. Man unterstützte sich im Alltag. Hilfe würde er aus seinem nahen Umfeld, das etwa fünf Personen umfasst, erwarten. Grundsätzlich würde er jedem helfen, wenn „Not erkennbar ist“.

L19 Frau, 70 Jahre	„Ich kann mir das nur schwer vorstellen, aber wir sind eine freundliche Nachbarschaft. Hier ist man noch offener, das schafft Vertrauen.“
-----------------------	---

Die Interviewpartnerin wohnt mit ihrem Ehemann zusammen. Sie ist mobil und fährt noch Fahrrad. Ihre Vorräte beurteilt sie als hinreichend. Sie hat keine verpflichtenden sozialen Beziehungen. Sie beschreibt die Nachbarschaft positiv: Man helfe sich im Alltag, aber es bestünden keine tiefen Freundschaften. Sie geht davon aus, dass die Bereitschaft zu gegenseitiger Hilfe auch im Krisenfall bestünde. Sie ist grundsätzlich bereit, allen Hilfsbedürftigen ihre Hilfe anzubieten.

L20 Frau, 45 Jahre	„Wir können uns hier schon aufeinander verlassen.“
-----------------------	--

Die Befragte lebt mit ihrem Mann seit zehn Jahren in Lichterfelde West. Ihr Vorrat an Lebensmitteln ist begrenzt. Die Hausgemeinschaft beschreibt sie als positiv. Man helfe sich im Alltag gegenseitig und tausche Gefälligkeiten aus. Hilfe würde sie von zwei Nachbarfamilien erwarten. Die Kinder ihres Mannes leben in der Nähe und wären erreichbar. Im Notfall würde sie jedem helfen, sei aber Fremden gegenüber vorsichtig.